

SPRAWOZDANIA SZKOLNE
Książnica
Kopernikańska
w Toruniu
SCHULPROGRAMME

Mein Ausflug

von

Athen nach Eleusis, Korinth,
Mykenä und Tiryns

in den Sommerferien 1899. I.

Von

Professor Emil Wille.

Beilage zum Jahresberichte

des

Königlichen Fürstin-Hedwig-Gymnasiums zu Neustettin

Ostern 1901.

Programm No 151.



Von Athen bis Eleusis.

Es war in den Sommerferien 1899, als mein Freund W. aus N. und ich, nach einem zweiwöchigen Aufenthalt in Athen, zusammen mit einem jüngern Amtsgenossen aus Kloster R., den wir beide in unserm Hôtel, dem trefflich geführten Hôtel d' Athènes, kennen und wertschätzen gelernt hatten, unsre schon lange gehegte Absicht, den Ruinen von Eleusis, Korinth, Mykenä und Tiryns einen Besuch abzustatten, endlich zur Ausführung brachten. Der Kollege im Khakianzug und Tropenhelm, mein Freund und ich in breitkrämpigem Strohhut und dünner, wollener Kleidung, die ein leichter Lodenmantel vervollständigte, jeder mit einem Sonnenschirm, mein Freund auch mit einem Revolver bewaffnet, und nur mit dem Allernotwendigsten an Wäsche, Toilettegegenständen, Reisebüchern und Landkarten ausgerüstet, dazu reichlich versehen mit grossem und kleinem Gelde, so dampften wir an einem Sonntagmorgen um 7 Uhr in frohester Stimmung und freudiger Erwartung aus dem nordwestlich von Athen gelegenen peloponnesischen Bahnhof nach Eleusis ab. Wir hatten einen prachtvollen Tag, einen Tag, wie er in Attika während des Sommers gewöhnlich ist: heiter und tiefblau wölbte sich der Himmel über uns; die Luft war mild und weich und dabei so rein und durchsichtig, dass alles dem Auge näher gerückt erschien und selbst entfernte Gegenstände sich in klaren und scharfen Umrissen darstellten; auch mit der Hitze konnten wir wohl zufrieden sein, wenigstens überstieg sie die Höhe nicht, die wir bisher um diese Stunde kennen gelernt hatten. Neben diesem herrlichen Wetter war uns für die Dauer der Fahrt insbesondere auch noch der Umstand in hohem Grade günstig, dass wir unser Coupé mit niemand weiter zu teilen brauchten, denn so konnten wir ungehindert bald an das eine, bald an das andre Fenster treten und die sonnenbeglänzte Gegend, die wir durcheilten, nach Herzenslust in Augenschein nehmen.

Der Zug führte uns zunächst nach Norden, quer durch die berühmte athenische Ebene, die sich bekanntlich von der südwestlichen Seeseite Attikas aus zwischen dem Ägaleos im Westen und dem Hymettos im Osten, allmählich ansteigend, nach Nordwesten erstreckt,

und in der die Stadt Athen etwa in der Mitte der südlichen Hälfte und zwar am Fusse mehrerer Hügel gelegen ist, die als Ausläufer eines von Norden her streichenden Höhenzuges, der Turkovuni (ehemals Anchesmos), zu betrachten sind. Schon bald nach der Ausfahrt aus dem Bahnhof eröffnete sich nach beiden Seiten hin eine köstliche Aussicht. Im Osten zeigte sich in mässiger Entfernung der schön geschwungene Rücken der eben erwähnten Turkovuni und südlich davon, jenseit der Stadt, ihr höchster Ausläufer, der steil aufragende Felskegel des Lykabettos, während im Hintergrunde die lange Mauer des marmorreichen Hymettos (j. Trelovuni), heute gänzlich entwaldet, aber noch immer mit duftigen Kräutern bewachsen und bienenreich, in rötlichem Glanze hervorlugte. Nach Westen hinwiederum begrenzte den Blick die kahle, von Nordosten nach Südwesten ziehende Hügelkette des Ägaleos (j. Skarmanga), an dessen südlichem, vom Meere bespültem Fusse einst Xerxes sass und dem Untergange seiner ungeheuren Flotte zusah; davor aber breitete sich die Ebene mit den Ölpflanzungen und Gärten der Kephisosniederung aus, und im Vordergrunde, hart am Rande des Ölwaldes und von uns durch eine unbebaute Blösse geschieden, tauchte jetzt ein niedriger, flacher Hügel auf, von dem zwei hellshimmernde Grabmäler herübergrüsten.

Es war der berühmte Kolonos Hippios, der Haupthügel des ehemaligen volkreichen Gaus Kolonos, der Heimat des grossen Sophokles. Er trug einst einen Tempel und Hain des Poseidon Hippios; jetzt ist er verwahrlost und kahl, kaum dass sich ein dürftiges Pflänzlein zwischen dem Gestein hervorwagt; aber noch immer unstrahlt ihn der Glanz, den ihm die Sage und des Sophokles erhabene Dichtung „Ödipus auf Kolonos“ verliehen hat, und wieder ist er geweiht, geweiht durch die stelengeschmückten Gräber der um die Erforschung des griechischen Altertums hochverdienten Gelehrten Otfried Müller und Lenormant. Neben diesen Gräbern hatte ich noch gestern abend lange Zeit geweiht und sinnend der Ehrwürdigkeit des Ortes gedacht; dann hatte ich suchend hinübergeschaut nach der Stätte der alten Akademie, wo sich einst ausser andern Heiligtümern auch der Altar des Prometheus befand, von dem aus die Jünglinge mit brennenden Fackeln ihren Wettlauf durch die Gräberstrasse nach dem Dipylon antraten, wo auch die zwölf der Athene besonders geheiligten Ölbäume (*μολαί*) standen, und wo der göttliche Plato lehrte; und mit Entzücken hatte ich endlich von hier aus den Blick nach den Trümmern der Akropolis hinüberschweifen lassen, die eben von den Strahlen der hinter dem Ägaleos untergehenden Sonne wie vergoldet aufglänzten.

Alles dies trat mir jetzt, wo wir angesichts des Hügels dahinfuhren, lebhaft vor die Seele und nahm mich so gefangen, dass ich nur mit Mühe mich zu sammeln und meine Aufmerksamkeit wieder der leibhaftigen Gegenwart und zwar nun auch dem, was unmittelbar an unserm Wege lag, zuzuwenden vermochte.

Gewiss gehört die athenische Ebene nicht zu den fruchtbarsten Gegenden Griechenlands; dass sie aber auch nicht unfruchtbar ist, vielmehr trotz der Dürre ihres Bodens und der Trockenheit ihrer Luft, Übelstände, die vornehmlich durch die Entwaldung der Berge hervorgerufen sind, bei zweckmässiger und sorglicher Bearbeitung stellenweise sogar ausserordentliche Ergiebigkeit an den Tag legt, davon hatten wir uns auf verschiedenen Ausflügen in die Umgegend Athens überführt, und das bewiesen uns auch die üppig bestandenen Gärten und Felder, die wir jetzt, von unserm Coupé aus, erblickten. Dabei sind es zunächst verschiedene Gemüsearten, insbesondere Gurken, Kürbisse und Melonen, die sie in reichster Fülle und bester Güte erzeugt; an ihrer Grösse und ihrem Wohlgeschmack hatten wir uns oftmals bei den lukullischen Mahlzeiten in unserm athenischen Hôtel erfreut. Noch mehr aber eignet sich der Boden zur Anpflanzung von Obst, und hier sind es wieder, neben Kirschen, Pfirsichen und Aprikosen, vor allem Feigen, Wein und Oliven, die am besten auf ihm gedeihen. Dementsprechend ist denn auch der weitaus grösste Teil des bebauten Landes mit Feigengebüschen, Weinstöcken und Ölbäumen besetzt. Was die Feigen, das Geschenk der Demeter betrifft, so waren sie eben abgenommen worden; wir hatten sie wiederholt mit grossem Behagen gekostet; indes haben sie den alten Ruf, neben denen von Sikyon die schönsten in Griechenland zu sein, nicht behauptet, bilden aber trotzdem, im Gegensatz zu früher, wo ihre Ausfuhr gesetzlich verboten war, in getrocknetem Zustande einen einträglichen Handelsartikel. Nicht schlechter steht es mit dem Weine; auch er, besonders der von Kephisia, mundet gar nicht übel, wenn er unserm nordischen Gaumen auch ein wenig zu süsslich vorkam; ausserdem hat er den Vorzug der Bekömmlichkeit und — Billigkeit. Noch sahen wir die grossen Trauben an den strauchartig gezogenen Stämmen hängen, aber schon reiften sie der Ernte, die im Anfange des August beginnt, stark entgegen. Den grössten Flächenraum aber bedeckt seit jeher der Ölbaum, dieser von Athene im Wettstreit mit Poseidon dem attischen Lande geschenkte und ihr heilige Baum, der ehemals nicht nur für die Ernährung, sondern auch für die Pflege des Körpers von höchster Bedeutung war und deshalb auch den besondern Schutz der Gesetze genoss. Ueberall in Attika sahen wir ihn angepflanzt, bald zu einzelnen Gruppen, bald zu

grösseren Beständen; die grösste Anpflanzung dieser Art ist aber der Ölwald, an dem wir schon längere Zeit in einiger Entfernung entlang gefahren waren, und den wir jetzt durchquerten. Er nimmt seinen Anfang in der Niederung des Seebodens, dem alten Halipedon, nordöstlich vom Piräeus, und zieht sich, Athen östlich lassend, weit nach Nordnordosten hinauf, indem er den Kephisos, den Hauptfluss der athenischen Ebene, bald breiter, bald schmaler umsäumt.

Ganz seltsam muss einen Nordländer solch ein Ölwald anmuten; denn ganz abgesehen von dem eintönigen und nichtssagenden Anstrich, den die graue Rinde, die weissgrauen Ästchen und die schmutzig-grünweissen Blättchen dem Ölbaum überhaupt verleihen, so gewahrt man in einem Ölwalde keinen einzigen gerade emporstrebenden Stamm, vielmehr sind sie sämtlich schief und krumm und je älter, desto knorriger; sodann ist er nach unserm Begriff von einem Walde viel zu dünn und bietet, eben wegen des weiten Abstandes der Stämme, aber auch infolge der schwachen Belaubung der meist uralten Bäume nur ganz dürftigen Schatten. Trotzdem konnten wir den athenischen Ölwald nicht anders als mit Ehrfurcht betrachten. Ist er doch durch sein hohes Alter geheiligt, ja seine ältesten Stämme haben sogar noch die Grösse Athens gesehen; dazu standen in ihm, nicht bloss in der Akademie, sondern auch sonst noch hier und da, die der Athene besonders geweihten unantastbaren Ölbäume, deren Zweige, zu Kränzen gewunden, und deren Öl, in Amphoren geborgen, den Siegern in den panathenäischen Wettspielen als Kampfpreise verabreicht wurden.

War nun schon der Ölwald als solcher wenig geeignet unser Gefallen zu erregen, so machte der Kephisos, über den wir hinüber fuhren, einen geradezu kläglichen Eindruck auf uns. Denn mag er auch im Winter und Frühjahr, wo ihm seine zahlreichen Quellbäche vom Parnes und Pentelikon her reichlich Wasser zuführen, voll und breit in seinem Bette dahinströmen und ohne Mühe die phalerische Bucht erreichen, jetzt, im Hochsommer, hatte die Hitze, vor allem aber die Berieselung der Gärten und Baumpflanzungen, zu der er schon seit der Zeit der Pisistratiden mit grossem Geschick und Erfolge verwandt wird, derartig geschwächt, dass er nur als ganz unscheinbares Rinnsal dahinschlich. Noch schlimmer freilich steht es mit dem Ilisos, der, am Hymettos entspringend, Stadt und Hügel von Athen südlich in flachem Bogen umzieht und südwestlich davon in den Kephisos einmündet; bei Athen wenigstens war er ganz und gar ausgetrocknet, und das soll, wie wir uns sagen liessen, sogar im Winter der Fall sein.

Nachdem wir den Ölbald verlassen hatten, wurde der Blick wieder frei, sodass wir zunächst nach links hin die Ebene bis zum nördlichen, niedern Teile des Ägaleos zu übersehen vermochten. Weit mehr indes als der Blick nach dieser Seite, wo sich in der Ebene selbst dem Auge nichts Besonderes bot, fesselte uns bald die Aussicht nach rechts, zumal nachdem wir über Pyrgos, das frühere Gut der Königin Amalie, hinaus gekommen waren. Hier lag jetzt fast die ganze obere athenische Ebene mit ihren sorgsam bebauten Feldern und Gärten, ihren Flecken und einzelnen Gehöften vor uns da. Drüben aber ragte, steil aufsteigend und in seiner Strichrichtung von Südosten nach Nordwesten wie das Giebelfeld eines griechischen Tempels geformt, der Brilessos oder das Pentelikon (jetzt Mendeli) auf, dessen Brüche, von der Bahn aus deutlich erkennbar, den weissen, ins Gelbliche stechenden Marmor liefern, der im griechischen Altertum am beliebtesten und nach dem schneeweissen parischen Lychnites am berühmtesten war. Richtete man das Fernglas nach seinem Fusse, so zeigten sich die ausgedehnten Ölbaumpflanzungen und Weingärten von Marusi und Kephisia. Dorthin, nach Kephisia, in die üppigste Natur und die erfrischende Gebirgsluft flüchten noch heute im Sommer die reichen athenischen Familien vor der Hitze und dem Staube der Stadt, wenn anders sie nicht das geräuschvollere und abwechslungsreichere Badeleben in Neu-Phaleron vorziehen. Die königliche Familie dagegen hält sich in der heissen Jahreszeit gewöhnlich in Tatoi auf, das noch 12 km weiter nördlich und noch höher gelegen ist und zwar in der Gegend des aus dem peloponnesischen Kriege bekannten attischen Demos Dekeleia und an der Strasse, die hier an den östlichen Abhängen des Parnes nach Böotien hinüberführt und einst für die Athener so wichtig war. Der Zufall hatte es gewollt, dass gerade, während wir an einem Nachmittag auf dem Bahnhof in Kephisia weilten, der griechische Kronprinz und seine Gemahlin mit einem Sonderzuge von Athen hier anlangten. Hoherfreut über das Glück, unsre erlauchte Landsmännin, die Schwester unsers Kaisers, sehen zu können, und zugleich betroffen über die, allerdings erklärliche, Kühlherzigkeit der anwesenden Griechen, die sich nicht im geringsten um die Angekommenen kümmerten, waren wir näher getreten; als nun beide in dem leichten Landauer Platz nahmen, der sie nach Tatoi bringen sollte, machte sich unsre deutsche und monarchische Gesinnung in dem Rufe: hurra! Luft, und ein freundlicher Gruss von seiten des hohen Paares zeigte uns, dass es uns wohl verstanden hatte.

Inzwischen näherten wir uns dem nordöstlichen Ende des Ägaleos,

und die Bahn bog nun nach Westen um. Sofort änderte sich auch die Aussicht. Rechts, also im Norden, türmte sich jetzt der rauhe und zerrissene, von Osten nach Westen ziehende Parnes (j. Ozea), das höchste Randgebirge der athenischen Ebene, auf, in dessen Schluchten und dichten Waldungen einst die trotzigen, handfesten Acharner, deren Gau hier in der Nähe, bei dem jetzigen Dorfe Menidi, gelegen hat, ihre qualmenden Meiler errichteten und dem Wilde nachstellten; jetzt ist er nur noch in seinen höchsten Teilen und an den nordöstlichen Abhängen bewaldet, dort mit Tannen, hier mit Laubholz, aber noch immer beherbergt er eine grosse Menge jagdbarer Tiere, wenn auch die Bären, die einst auf ihm hausten, längst verschwunden sind. War die Aussicht nach rechts wegen der Nähe des Gebirges nur beschränkt, so konnten wir dagegen nach links ungehindert über die Ebene und den Ölbwald bis zum Lykabettos und der Akropolis, die jetzt zum ersten und letztenmale mit ihren Trümmern sichtbar wurde, und über sie hinweg bis zur fernen Wand des Hymettos blicken. Dieser Blick war der letzte, der uns vergönnt sein sollte; denn nach wenigen Minuten fuhren wir in die Senkung zwischen den Vorhöhen des Parnes und dem Ägaleos ein, und — die athenische Ebene lag hinter uns.

Nur auf zwei Wegen kann man aus ihr in die eleusinische Ebene hinübergelangen, durch die Schlucht des Dafnipasses, die den Ägaleos etwa in der Mitte durchschneidet, und durch die Einsattelung zwischen dem Nordende dieses Hügelrückens und den Vorbergen des Parnes. Da jener Pass für die Hauptstadt am bequemsten liegt, so zieht sich von dieser schon seit alters eine breite Fahrstrasse über ihn hin; sie hiess ehemals die heilige, weil auf ihr am Abende des fünften oder sechsten Tages der grossen Eleusinien die Bildsäule des Jakchos, des Gottes, der Demeter beim Suchen nach ihrer von Pluto geraubten Tochter Kora unterstützt hatte, in feierlichem Zuge aus dem athenischen Eleusinion nach Eleusis gebracht wurde. Über den nördlichen, niedrigeren Pass dagegen, der weniger benutzt wurde, hat immer nur ein gewöhnlicher Weg geführt, bis ihn dann auch die Eisenbahn für sich in Anspruch nahm. Wie aber der Dafnipass an seiner engsten Stelle durch eine, noch erkennbare, Befestigungsanlage geschlossen war, so hatte man auch den nördlichen, breiteren Übergang gesperrt und zwar durch eine starke Mauer aus polygonen Steinen, die noch jetzt in ihrer ganzen Ausdehnung und in ziemlicher Höhe erhalten ist. Wir konnten sie vom Zuge aus hinreichend betrachten und auf eine grosse Strecke hin verfolgen. Sie war aber auch alles, was uns auf dem langweiligen Wege zwischen den vollständig kahlen Höhen als bemerkenswert auffiel.

Um so mehr musste uns daher die herrliche und eigenartige Aussicht entzücken, die sich eröffnete, als wir uns nun dem Ausgang des Passes näherten.

Ruhig und spiegelklar, aber von keinem einzigen Segel belebt lag im Südwesten die tiefblaue Bucht von Eleusis vor uns ausgebreitet, während im Hintergrunde die Nordküste der denkwürdigen Insel Salamis steil aus den Fluten aufstieg und für das Auge den Golf nach Süden vollständig abschloss. Nach Westen und Norden dehnte sich die weite, einstmals der Demeter geheiligte, eleusinische Ebene aus, gänzlich flach und wenig bewohnt, aber, wie die athenische, fruchtbar und wohlbebauet und nur nach dem Meere hin offen, auf den übrigen Seiten von Bergzügen eingerahmt. Dies waren: geradeaus, im Westen, das attisch-megarische Grenzgebirge, das mit seinen beiden Hörnern, den Kerata, dicht ans Meer herantrat; im Nordwesten und Norden die steilwandigen Megalovuni und ihre Fortsetzung, der rauhe Parnes, und im Osten der eben durchfahrene Grenzriegel gegen die athenische Ebene. Ziemlich im Mittelpunkte der ganzen Landschaft aber zeigten sich auf einem Vorsprung, der die halbkreisförmige nördliche Küstenlinie der Bucht gefällig unterbrach, die Häuser des heutigen Eleusis (Lefkina), überragt von einem niedrigen Hügelzuge, auf dessen Rücken sich ein runder Turm erhob, und an dessen südöstlichem Abhang eben die Trümmer lagen, die wir besichtigen wollten. In der Tat, es war ein ebenso schönes, wie erhabenes Bild, das sich uns darbot, und zugleich ein ganz eigenartiges, ein Bild „grossartiger Einfachheit, feierlicher Ruhe“ und Weltabgeschiedenheit.

Nachdem wir den Pass hinter uns gelassen hatten, fuhren wir, immer angesichts des Meeres, in einem langen, flachen Bogen auf Eleusis zu. Bald gewahrten wir im Südwesten die Felseninsel Leros und die vielzerrissene Nordwestküste von Salamis, links davon das südwestliche Ende des Ägaleos und zwischen ihnen den Eingang in die weltberühmte Bucht, in der einst die Griechen den glänzenden Sieg über die Barbaren gewannen; in weiter Ferne aber tauchten die Berge von Ägina auf, der Insel, deren Flotte bei jenem Siege den Preis der höchsten Tapferkeit errang, und ganz im Vordergrund erschien die heilige Strasse, die sich einem hellschimmernden Bande gleich am Nordrande des sumpfigen Küstenstrichs hinzog. Nach rechts hinwiederum wurde unsre Aufmerksamkeit besonders durch die Vorberge des Parnes gefesselt, die sich hier weit in die Ebene vorschoben. Dorthin hielten wir scharfen Ausguck nach den Ruinen des Kastells Phyle, das einst den beschwerlichen Pass, über den man aus dem nordwestlichen

Teile der athenischen Ebene nach Bötien gelangt, beherrschte und vornehmlich als Ausgangspunkt bei dem Befreiungswerk Thrasybuls bekannt geworden ist. Lange suchten wir sie vergeblich, bis wir endlich in einem hohen Bergvorsprunge, ganz im Nordosten, die Stätte der ehemaligen Feste gefunden zu haben glaubten. Sonst gaben wir auf Einzelnes nicht weiter acht; wir erfreuten uns lediglich an der köstlichen Rundschau, vor allem an der Aussicht nach Süden, auf den stillen Golf, dessen tiefes Blau nach dem eintönigen Graugelb der athenischen Landschaft und des Passüberganges doppelt anziehend und erfrischend auf uns wirkte. So im Genuss der schönen Natur schwelgend und zugleich den Erinnerungen nachhängend, die fast jede Örtlichkeit, auf die unser Blick fiel, in uns wach rief, eilten wir an fruchtbaren Feldern und Ölbaumpflanzungen und über mehrere ausgetrocknete Flussläufe, darunter auch den des eleusinischen Kephisos, hin, bis die zur Linken sich zeigenden Häuser und Gärten von Eleusis uns gemahnten, dass wir uns am Ende unserer Fahrt befänden. Nach wenigen Minuten, es war 8¹/₂ Uhr, hatten wir den Bahnhof erreicht.

Eleusis.

Hochbefriedigt von dem Ertrage der Fahrt verliessen wir den Zug und begaben uns zunächst nach der Bahnhofswirtschaft, um uns für die nun kommenden anstrengenden Stunden mit Speise und Trank zu stärken. Nachdem sich das Gedränge am Büffett verloren und der Zug sich wieder in Bewegung gesetzt hatte, musterten wir in Gemütsruhe die zum Verkauf stehenden Leckerbissen; es waren im wesentlichen Lammbraten, Salami, Schinken, gekochte Eier, Schlauchkäse, d. h. ein in Schläuchen aufbewahrter weicher, etwas salziger Ziegenkäse, Feigen, Wassermelonen und in Öl eingelegte Oliven. Wir wählten nach reiflicher Erwägung gekochte Eier und Salami und forderten dazu eine Flasche Kephisia. Leider war aber nur rezinierter Wein vorhanden, d. h. ein solcher, dem bei der Gärung Harz von der Strandkiefer zugesetzt worden ist; dieses den Griechen seit alten Zeiten eigentümliche Verfahren bewahrt den Wein zwar vor dem Sauerwerden, verleiht ihm aber einen widerlich bitteren Geschmack. Da wir uns trotz besten Willens an diesen nicht hatten gewöhnen können und zu einer Wasser-

melone, wie erfrischend auch ihr saftiges Fleisch ist, aus gesundheitlichen Rücksichten nicht zu greifen wagten, so blieb uns nichts weiter übrig, als mit einigen Flaschen Citronenlimonade und einem Gläschen einheimischen Branntweins, raki, vorlieb zu nehmen. Nachdem wir an einem armseligen Tische stehend das bescheidene Frühstück verzehrt und unsern nicht geringen Durst gestillt hatten, übergaben wir dem Wirt unsre Mäntel zur Aufbewahrung und machten uns dann, froh, dem wenig saubern und behaglichen Raum entrinnen zu können, sofort auf den Weg nach den Ruinen.

Wir schritten nur wenige Minuten in südlicher Richtung dahin, meist zwischen langweiligen Mauern und hier und da an einem Hause vorbei, dann standen wir am westlichen Eingange des jetzigen Dorfes und zugleich am ersten Ziele unsres Ausflugs.

Denn hier, auf dem Südosthange der Hügelkette zu unsrer Rechten, dehnte sich einst der eleusinische Festbezirk aus, jene mit herrlichen Bauwerken geschmückte und von einer starken Mauer umschlossene Stätte, die als Hauptverehrungsplatz der Demeter und Kora und als Sitz der ältesten Mysterien Griechenlands während des ganzen Altertums hochberühmt und viel besucht gewesen ist. Dort oben aber, auf dem Rücken der Hügelkette selbst, hatten wir die Stelle zu suchen, von wo einst die eleusinische Akropolis, bekannt aus der Geschichte der dreissig Tyrannen, schützend auf den Festplatz und die zwischen dem Meere und der Hügelkette sich hinziehende Stadt, die Heimat des grossen Äschylos, herabschaute.

Was ist nun von all dieser Herrlichkeit geblieben? Goten, Byzantiner, Slaven, Franken und Türken, Wind und Wetter, vielleicht auch Erdbeben haben gründlich an ihrer Vernichtung gearbeitet. So ist denn die alte Stadt fast vollständig vom Erdboden verschwunden; ihren Namen aber hat die kleine, anscheinend im Aufblühen begriffene Ortschaft bewahrt, die wir zu unsrer Linken und vor uns sahen. Auch von der Burg sind kaum einige Spuren gefunden worden. Nur die Feststätte hat sich in ansehnlichen Trümmern erhalten; diese freigelegt zu haben, ist vornehmlich das Verdienst der griechischen archäologischen Gesellschaft, die in den Jahren 1882—1888 auf dem bis dahin zum Teil bewohnten Gelände sorgfältige Ausgrabungen unter Leitung des Dr. Demetrios Philios vorgenommen hat. Diese Trümmer reichen hin, um aus ihnen ein annäherndes Bild von dem ehemaligen Aussehen des heiligen Bezirks zu gewinnen.

Selbstverständlich suchte sich uns hier ein Führer aufzudrängen, wir wiesen ihn aber ebenso freundlich wie bestimmt ab, einerseits weil

wir uns daheim gründlich auf den Besuch von Eleusis vorbereitet hatten*), andererseits weil wir gerade im Suchen und Finden einen hohen Genuss zu sehen gewohnt waren und uns deshalb hier, wo uns einigermassen Zeit zur Verfügung stand, nicht um denselben bringen wollten.

So traten wir denn allein den Rundgang an, und zwar wandten wir uns zuerst nach den dicht am Wege liegenden Resten eines kleinen Gebäudes, das nach Südosten gerichtet war. Die Reste bestanden aus einem mehrstufigen Unterbau und darauf ruhenden spärlichen Überbleibseln eines Tempels. Leider ist aus diesen der einstige Grundriss des Heiligtums nicht mehr zu erkennen; nach der gewöhnlichen Annahme war es ein Doppelantentempel, doch wird die Richtigkeit derselben von gewichtiger Seite bestritten. Jedenfalls aber gehörte der Tempel der Artemis Propyläa an und stammte aus der Hadrianischen Zeit.

Von dort schritten wir auf einem Pflaster aus viereckigen Platten, das überall rings um uns her gut erhalten war, zwischen Säulentrommeln, Kapitellen, Architravbalken, Triglyphen und andern dorischen Baugliedern, ohne uns lange aufzuhalten, nach Südwesten weiter; nur vor einem grossen, runden Marmormedaillon blieben wir einige Zeit stehen, es enthielt die Büste eines geharnischten Mannes, aber der Kopf ist herausgebrochen und befindet sich in Athen; man meint, es sei der des Kaisers Hadrian, desselben Griechenfreundes, der Eleusis vermutlich die grossen Propyläen schenkte. Auf diese strebten wir jetzt zu.

Sie waren, wie uns die Überreste zeigten, nach dem Muster der athenischen Akropolispropyläen erbaut, nur hatten sie kleinere Ausmessungen. Sie bestanden aus einer bedachten Halle mit rechteckigem Grundriss, die durch eine Querwand in zwei Räume geteilt wurde, einen grössern, der nach Nordosten lag, zu dem sechs Stufen emporführten, und in den die ankommenden Besucher der Feststätte zunächst eintraten, also die Eingangshalle, und einen kleinern, der sich nach Südwesten, dem Festbezirk zu, öffnete, die hintere Halle. An den Frontseiten dieser beiden Hallen erhoben sich je sechs dorische Säulen, deren Zwischenräume nach den Seiten gleichmässig abnahmen; auf ihnen ruhte das Gebälk mit dem darauf lastenden Giebel; in dem Hauptgiebel war wohl das vorhin erwähnte Medaillon angebracht.

*) Belehrung verdanke ich besonders den Ausgrabungsberichten von Philios in den *Πρακτικά τῆς ἐν Ἀθήναις Ἀρχαιολογικῆς Ἐταιρείας* 1882 bis 1888 und dem Buche von O. Rubensohn: *Die Mysterienheiligtümer in Eleusis und Samothrake*.

Während nun die hintere Halle ausser einer kassettierten Decke keinen weitem Schmuck besass, zog sich durch die vordere Halle in der Flucht der beiden mittelsten Säulen, die den Haupteingang bezeichneten, noch je eine Reihe von drei ionischen Säulen, die den Haupteingang begrenzten und zugleich die Anbringung der Decke und des Daches erleichterten. Die Querwand aber, die beide Hallen trennte, war von fünf Thoröffnungen durchbrochen, die den Zwischenräumen der Frontsäulen entsprachen.

Was bot sich uns von alledem nun dar? Den Stufenbau hatte man in der Nordwestecke der Stufen beraubt, im übrigen war er noch ziemlich unversehrt. Was die beiden Längswände angeht, so standen, wenn ich mich recht erinnere, nur noch von der linken einige der untersten Blöcke, ebenso sah man von der Thorwand nur noch die Schwelle mit den deutlichen Spuren der Verschlussvorrichtung jeder der fünf Öffnungen. Die dorischen Säulen waren ganz verschwunden, ja selbst die betreffenden Stylobatplatten fehlten, während sonst das Pflaster der Halle vollständig vorhanden war; dagegen ruhten von den sechs ionischen Säulen wenigstens noch die Basen in leidlichem Zustande auf ihrer Stelle; ob die auf zweien derselben befindlichen Säulensäulenstümpfe dort schon vorgefunden, oder erst hinterher auf sie hinaufgestellt worden sind, weiss ich nicht. Ausser diesen in situ erhaltenen Resten gehörten den Propyläen aber auch noch die Haufen von Trümmern an, zwischen denen wir vorher hindurch gegangen waren; noch andern hatte man rechts vor der Hinterfront und in der Halle selbst an den Seiten ihren Platz angewiesen, unter ihnen fielen uns besonders Stücke von Kassetten und mehrere ionische Kapitelle auf; das Prachtstück dieser Art aber war behufs bequemerer Besichtigung auf der ersten Basis links untergebracht worden.

Nachdem wir uns von der Anlage und dem Zustande der Propyläen ein genügendes Bild verschafft hatten, warfen wir noch einen Blick auf die Reste der Quadermauer, die sich von der Halle nach Südosten zog und ganz in deren Nähe einen viereckigen Ausbau zeigte, sowie auf die südwestlich von der Halle gelegenen ziemlich bedeutenden Überbleibsel römischer Ziegelbauten, in denen man interessante Wandgemälde aufgedeckt hat, darunter auch eins, das einen thronenden Zeus ungefähr in der Haltung des Zeus Olympios von Phidias darstellt; dann traten wir die Weiterwanderung an, indem wir der ehemaligen Processionsstrasse in südlicher Richtung folgten.

Sie führte uns in wenigen Sekunden zu einer zweiten aus Marmor erbauten Thoranlage, den sogenannten kleinen Propyläen. Diese, von

dem Römer Appius Claudius Pulcher im 1. Jahrhundert v. Chr. gestiftet, war nord-südlich gerichtet und hatte ebenfalls zwei Längswände, von denen noch einige Stücke erhalten sind, und eine Querwand, von deren drei Öffnungen auch hier die mittlere den Hauptdurchgang bezeichnete. Abgesehen von dieser allgemeinen Ähnlichkeit aber war diese Halle von der ersten ganz verschieden. Denn wollte man einstmals, von Norden kommend wie wir, sie auf dem Hauptwege durchmessen, so sah man sich, nachdem man zwei Stufen hinaufgestiegen war, zuerst in einem offenen Raume, dessen noch jetzt zum grössern Teile erhaltenes Plattenpflaster in einer wagerechten Ebene lag. Erst dann trat man in das eigentliche Thorhaus und zwar zunächst in eine kleine Vorhalle mit zwei korinthischen Säulen in der Front, deren jede auf einer Stufe stand, die sich gerade aus, dann nach rechts bzw. links an der innern Wand der Halle und des vordern offenen Raumes fortsetzte und mit ihrer Oberfläche die Höhe des Fussbodens der hintern Teile des Thorbaus angab. Sie trugen auf sorgfältig gearbeiteten Greifenkapitellen, deren eines jetzt auf der linken der beiden noch an ihrer alten Stelle liegenden Basen ruht, das Gebälk, auf dessen Epistyl man die noch teilweise erhaltene Weihinschrift des Stifters las, und dessen Fries, wie uns die Bruchstücke bewiesen, die man rechts im offenen Raume aufgestellt hatte, mit dem Epistyl zusammen aus einem Block angefertigt und mit den Sinnbildern des Demeterkultus verziert war. Der Weg selbst stieg in der Halle allmählich an und zeigte rechts und links je eine von oben nach unten in das Pflaster eingeschnittene Rille, die zum Abfluss des Wassers dienen sollte; dies alles sahen wir noch so, wie es einst gewesen war. Schritt man auf diesem Wege hinan, so gelangte man in den Thorweg, der zunächst von zwei Stirnpfeilern eingefasst war, deren Basen noch unversehrt auf ihrer Stelle liegen. Hinter diesen Pfeilern war ein Thor angebracht, dessen zwei Flügel den auf dem Fussboden noch sichtbaren Spuren zufolge nach innen schlugen. Trat man durch dies Thor hindurch, so befand man sich in dem hintern Thorraum, der durch Mauern, die sich an die Anten anschlossen, begrenzt war; die untern Blöcke derselben sind noch vorhanden. Erst von ihm aus erreichte man das Freie.

Da dieser Thorbau sich von den uns bisher bekannten so wesentlich unterschied, so erregte er natürlich unser grösstes Interesse, und wir besichtigten ihn deshalb ziemlich genau; gleichwohl blieb uns manches an dieser Anlage unklar, so ob auf beiden Säulen wirklich das Gebälk mit dem Giebel lastete, oder ob sie vielmehr, wie unser Bädeker sagte, Dreifüsse trugen; ferner ob die beiden Neben-

räume wirklich Durchgänge waren, oder ob sie eine andre Bestimmung hatten.

Auch von hier warfen wir schliesslich einen Blick nach links hinunter, wo die Ausgrabungen unter der Halle eine ältere, wohl zu Pisistratus' Zeiten errichtete Thoranlage, bestehend aus einem Thore mit je einem viereckigen Turm auf beiden Seiten, festgestellt hat, dann wandten wir uns dem Ausgange der Propyläen zu und betraten wieder die heilige Strasse, die von hier an bis zu ihrem Ende vollständig blossgelegt worden ist. Sie stieg jetzt allmählich an, anfangs nach Süden, dann nach Südwesten, und war nach links hin, da hier das Gelände abfiel, durch eine Stützmauer gesichert. Sie muss einst prächtig ausgesehen haben, als sie noch mit Marmorplatten bekleidet und mit Kunstwerken eingefasst war; jetzt standen die zahlreichen Basen verwaist an der rechten Seite der Strasse da, und von der leuchtenden Pflasterung hatten sich nur noch weiter oben bedeutende Reste erhalten, während unten, wo wir uns augenblicklich befanden, der kahle Felsboden zu Tage lag.

Bevor wir jedoch die Strasse weiter verfolgten, bogen wir rechts ab, stiegen dann einige Schritte am Abhange des Hügels aufwärts und gelangten, indem wir zur Linken eines ehemaligen kleinen viereckigen Baues hingingen, schliesslich durch eine thorartige Öffnung auf eine Plattform. Diese wurde im Hintergrunde durch zwei düstere Felsgrotten, eine grosse links und eine kleine rechts, abgeschlossen und war ehemals auf den beiden übrigen Seiten, nach dem Festbezirke zu, mit einer Mauer umfriedigt. Vor der grossen Grotte lagen die Fundamente eines kleinen Tempels, der nach Osten gerichtet war und die Form eines Antentempels gehabt hatte. Da in seiner Cella und dicht daneben Weihreliefs oder Stücke von solchen mit Inschriften gefunden sind, die sich an den *θεός* (Pluto), die *θεά* (Kora), an Demeter und Eubuleus wenden, so will man in dem Tempel das Heiligtum des Pluto und der Kora, sowie der chthonischen Gottheiten überhaupt sehen, deren Verehrung sich in Eleusis auch nach Einführung der Mysterien immer noch behauptete; zu dieser Annahme hält man sich um so mehr berechtigt, als die ganze Örtlichkeit mit den beiden düstern Grotten einen passenden Hintergrund für den Pluto-Kora-Demetermythos abgiebt. Man nennt den Tempel jetzt gewöhnlich das Plutonium. Ausser den Weihreliefs ist hier unter anderm aber auch noch jener herrliche Jünglingskopf mit dem üppigen, auf die Stirn herabfallenden Lockenhaare und dem ernsten, schwermütigen, aber auch zugleich milden Gesichtsausdruck aus dem Schutte hervorgezogen worden, der jetzt eine der Zierden des

athenischen Nationalmuseums bildet und wohl allgemein als Darstellung des Eubuleus betrachtet und wegen seiner vollendeten Ausführung für ein Werk des Praxiteles selbst erklärt wird.

Auf demselben Wege, den wir gekommen waren, d. h. durch die alte Thoranlage des Plutoniumbezirks und an ihr vorüber, nach der heiligen Strasse zurückgekehrt, schritten wir jetzt auf dieser aufwärts. Aber bald mussten wir uns noch einmal nach rechts wenden. Hier führte eine breite Felstreppe zu einer gleichfalls aus dem Abhange herausgearbeiteten Terrasse empor, auf deren südlichem, nach der Strasse zu untermauertem Teil Reste der Fundamente eines kleinen nach Osten gerichteten Gebäudes lagen; man vermutet, dies sei eins der beiden Schatzhäuser der Feststätte gewesen und habe im Grundriss den olympischen Thesauren geglichen.

Von hier aus erreichten wir nunmehr endlich die wichtigsten und interessantesten Trümmer des ganzen Festbezirks, die des berühmten Mysterientempels (*μυστικὸς οὐχός*). Er zerfiel in zwei Räume, den eigentlichen Weiheraum oder das Telesterion und eine Halle. Um von vornherein einen geordneten Überblick über die ganze Anlage zu erhalten, lenkten wir unsre Schritte zunächst südöstlich nach der Halle. Diese ist um 311 v. Chr., unter der Herrschaft des Demetrios von Phaleron, von dem Eleusinier Philon an das Telesterion auf der Südostseite angebaut worden.

Nachdem wir an ihrer Nordecke die drei Stufen hinaufgestiegen waren, die sich an den drei Aussenseiten des Baues heranzogen, befanden wir uns auf dem noch ziemlich unversehrt erhaltenen Plattenpflaster der Halle. Sie selbst misst 56 m in der Länge und 11,5 m in der Tiefe und muss einst mit ihren gewaltigen unkannelierten dorischen Marmorsäulen von fast 2 m unterm Durchmesser und sicherlich 11—12 m Höhe einen grossartigen Eindruck gemacht haben. Zwölf dieser Riesen ragten an der Langseite empor, an den beiden Schmalseiten stand noch je eine solche und anstatt einer dritten ein Stirnpfeiler; jetzt ist die Mehrzahl derselben vollständig verschwunden, und von den andern liegen nur noch Bruchstücke der untersten Trommel, zum Teil ansehnliche, an ihrer Stelle. Auf diesen riesigen Säulen ruhte ein entsprechendes Gebälk, dessen Metopen, wie die aufgefundenen Stücke gezeigt haben, weder einen Reliefschmuck noch eine Bemalung besaßen. Über die Decke lässt sich nur soviel sagen, dass sie, beim Fehlen einer zweiten Längssäulenreihe, nicht aus Stein hergestellt gewesen sein kann. Ob das Ganze von einem Giebel und einem Dache gekrönt war, ist zweifelhaft.

Wer einst von der Halle aus in den Weiheraum treten wollte, der hatte dazu zwei breite Eingänge zur Verfügung; auch wir benutzten den einen derselben und zwar den linken, von dessen Einfassungen noch die unterste Steinschicht erhalten war. Ein ungeheurer, fast quadratischer Raum von 54,15 m Tiefe und 51,80 m Breite dehnte sich vor uns aus, ein Raum, der nach Gestalt und Grösse seine Bestimmung, eine möglichst zahlreiche Menge der Eingeweihten (*μύσται*) zu fassen, wohl erfüllt hatte. Er war in seinem hintern Drittel tief aus dem Felsen herausgehauen und wurde dort, an seiner Nordwestseite, von einer Terrasse hoch überragt. Von seinen Wänden erblickten wir nur noch wenige Überreste; sie bestanden danach aus zwei nebeneinander liegenden Schichten von Marmorblöcken und hatten eine Dicke von ungefähr 1,2 m. Übrigens waren auf der Südwest- und Nordost-Seite ebenfalls je zwei Eingänge angebracht, auch von ihnen sahen wir noch Einiges an der Stelle, so unter anderm von dreien die Schwellen und von einem ausserdem noch Stücke der Thürpfosten.

Unser besonderes Interesse erweckte zunächst ein Stufenbau, der im Hintergrunde, zwischen den beiden äussersten Eingängen, an der Felswand entlang lief. Er zeigte im Westwinkel und an der Nordwestseite eine weit schlechtere Erhaltung und eine geringere Breite der Stufen, als in der Nordecke; dort waren diese, einst acht an der Zahl, aus dem Felsen gehauen, hier dagegen künstlich hergestellt und zwar so, dass die jetzt sichtbaren Stufen über andern, teils ebenfalls künstlichen, teils in den Felsen geschnittenen, lagen, die an Breite jenen, den Felsenstufen, entsprachen; die so aufliegenden Stufen (0,60—0,70 m breit) waren noch zum Teil mit einer Art Gesims versehen, ähnlich dem der Theatersitzplätze, nur kleiner. Offenbar hatte man einstmals die vorhandenen Stufen für zu schmal befunden und durch diese Bekleidung erweitert; von den so erweiterten hatten sich eben nur die in der Nordecke erhalten. Ausser im Hintergrunde bemerkten wir bald auch sonst noch an den Seiten ringsum Überreste von Stufen, zwischen den beiden Eingängen an der Südwest- und an der Nordostseite zahlreiche von künstlichen und natürlichen, im übrigen nur noch einige von künstlichen, ein Beweis dafür, erstens dass einst der Stufenbau im Tempel ringsum gelaufen war, zweitens dass man überall, soweit es angegangen, den Felsen mitbenutzt hatte. Welches war nun der Zweck des Stufenbaues gewesen? Man nimmt wohl mit Recht an, dass die Stufen als Sitzplätze für die Mysten dienten, wenn sie in den heiligen Nächten, dem wichtigsten Teile des neuntägigen Festes der grossen Eleusinien, den dramatischen Darstellungen aus dem Demeter-Koramythos zu-

schauten und den daran geknüpften Lehren des Hierophanten über Leben, Tod und Auferstehung lauschten. Wo diese Aufführungen und Verkündigungen selbst stattfanden, ob in einem besondern Allerheiligsten, und wenn dies der Fall war, wo dies gelegen haben kann, darüber wird man wohl immer im Unklaren bleiben.

Von der Besichtigung des Stufenbaues wandten wir uns dem von ihm umrandeten, noch weit interessanteren Innern zu. 42 Säulen waren es, die hier einst aufstrebten, je 7 in der Richtung der kürzern, je 6 in der Richtung der längern Seite des Raumes; von allen haben sich die viereckigen Fundamente erhalten, und auf vielen derselben lagen noch die runden Basen mit einem Durchmesser von 1,40 m; auch Stücke der unkannelierten Säulentrommeln sind gefunden worden. Die grosse Anzahl der Säulen aber war nötig nicht nur des Gebälks und der Decke wegen, sondern vor allem, um den auf diesen ruhenden oberen Säulensaal, den das Telesterion ebenfalls abweichend von den griechischen Tempeln besass, zu tragen. Ob das Ganze bedacht oder nur gedeckt gewesen ist, und wie es sein Licht empfangen hat, lässt sich nicht mehr ausmachen.

Wir würden nun sicherlich gemeint haben, dass die Überreste, die wir bisher betrachtet hatten, dem berühmten Weihetempel, der zu Perikles' Zeiten unter der Oberleitung des Iktinos errichtet wurde, angehörten; aber durch die Ausgrabungsberichte waren wir zum Teil eines andern belehrt worden. Nach diesen entstammen allerdings die Grundmauern der Wände, die Reste dieser Wände selbst und die in den Felsen gehauenen Stufen dem Perikleischen Bau, und vielleicht hat man auch in den starken viereckigen Fundamenten, die im südlichen Teile des Raumes ans Licht gekommen sind, noch die Grundmauern der Perikleischen Säulen vor sich, — diese würden danach 4×5 Säulen betragen haben, — alles übrige aber: die Eingänge, die sichtbaren künstlichen Stufen, die Säulenreste, dazu die Triglyphen, deren noch mehrere vorhanden sind, und die Trümmer von Kapitellen, ist Arbeit römischer Zeit. Es muss also das Innere des Perikleischen Telesterion damals auf irgend eine Weise zu Grunde gegangen und dann wieder hergestellt worden sein.

Ausser diesen Resten wies der Tempelraum in seiner nordöstlichen Hälfte noch von drei ältern Heiligtümern mehr oder weniger deutliche Spuren auf.

Wir nahmen zuerst die Anlage in der Ostecke in Augenschein, die, nach dem Material und der Bauweise der Überbleibsel zu schliessen, in die Pisistratische Zeit hinaufreicht und wohl die ist, welche von den

Persern zerstört wurde. Sie bestand, wie die Fundamente, welche bis auf die der nordwestlichen Seite ganz oder zum Teil erhalten sind, zeigten, ebenfalls aus einem quadratischen Weiheraum und einer Vorhalle und war auch ganz ebenso wie die jüngere, weit grössere Perikleische gerichtet, ja das Perikleische Telesterion hatte sogar die Fundamente ihrer nordöstlichen und südöstlichen Seite mitbenutzt. Von den 25 Säulen, die einst die Decke und wahrscheinlich auch ein Obergeschoss trugen, lagen noch mehrere viereckige Basen auf ihrer Stelle, auch von der südöstlichen und südwestlichen Wand des Telesterion sowie von dem Pflaster der Vorhalle waren noch Stücke vorhanden.

Sodann machten wir uns mit den Resten eines grössern Baues bekannt. Es waren dies Fundamente dreier Reihen von je 7 Säulen, die den Pisistratischen Weiheraum seiner Länge nach in vier gleiche Schiffe teilten und sich über ihn hinaus bis zum Stufenbau des Perikleischen Telesterion fortsetzten. Sie besagten also eine nach Nordwesten vorgenommene Vergrösserung des Pisistratischen Gebäudes. Da man nun von einer vierten und weitem Säulenreihe keine Spur gefunden hat und doch nicht abzusehen ist, warum man bei Errichtung des neuen Tempels von der quadratischen Gestalt, wie sie durch den Pisistratischen Bau bereits vorgezeichnet war, abgewichen sein sollte, so meint man, dass hier eine unvollendete Erweiterung des Pisistratischen Tempels vorliege, auf die dann der Perikleische Neubau gefolgt sei. Diese Erweiterung wird aus der Zeit des Kimon herrühren.

Endlich ist sogar das ehemalige Vorhandensein eines vopisistratischen Heiligtums nachgewiesen worden; man hat nämlich unter den beiden zuletzt erwähnten Anlagen und südwestlich davon Fundamente entdeckt, die in mykenischer Bauweise hergestellt sind. Einen sichern Schluss auf die Gestalt des Tempels lassen sie nicht zu; wahrscheinlich jedoch hatte er ebenfalls einen quadratischen Grundriss.

So standen wir in der Ostecke des Telesterion also auf hochheiligem Boden, auf und inmitten von Trümmern von fünf Weihe-tempeln, deren ältester aus mykenischer, deren jüngster aus römischer Zeit stammte, während die andern drei der Herrschaft des Pisistratos, des Kimon und des Perikles angehörten.

Inzwischen war es 11 Uhr geworden, und wir mussten nun, falls wir noch allem übrigen Wichtigen einige Augenblicke widmen wollten, unsre Schritte weiter setzen. Wir kehrten deshalb in die Vorhalle zurück und suchten uns von hier aus einen Überblick über die vor ihr und links und rechts von ihr befindlichen Mauerreste zu verschaffen, die zum Teil aus der Aufschüttung zu Tage getreten sind, durch

die man bei Errichtung des Perikleischen Tempels die Abschüssigkeit des Geländes vor diesem bis zu gewisser Höhe beseitigte. Mit Hilfe unsrer Pläne gelang es uns bald, in dem Durch- und Nebeneinander derselben mehrere bestimmte Züge zu unterscheiden.

Zuerst betrachteten wir einige Reste der dem ältesten Tempel gleichaltrigen Umfassungsmauer des heiligen Bezirks; solche sind an der Ostecke der Halle blossgelegt und auch in der Südecke des grossen Telesterion aufgefunden worden. Sie bestanden vor der Front der Halle, wie wir uns später überzeugten, aus kyklopischem Mauerwerk jüngerer Art, d. h. aus sorgfältig behauenen polygonen Steinen, die ohne Bindemittel lückenlos aneinandergesetzt sind; nur eine Strecke war aus wagerecht geschichteten Quadern ausgeführt und zwar so, dass immer eine schmalere Lage mit einer stärkern abwechselte. Dies gleichzeitige Vorkommen des jüngern kyklopischen Mauerwerks und des Quaderbaues sollten wir auch in Mykenä antreffen.

Demnächst wandten wir unsre Aufmerksamkeit einem zweiten, weiter vorgeschobenen Mauerlaufe zu, der den Rest der Umfriedigung bildete, die den Festplatz zur Zeit des Pisistratischen Tempels umgab. Er zog sich von der Front der Halle her nach Osten bis zu einer Art Turm, der in der Verlängerung der Nordostseite des Tempels lag, und war aus Quadern oder kleinern Gestein geschichtet; vom Turme aus setzte er sich, nur stellenweise erkennbar, in nördlicher Richtung nach den kleinen Propyläen fort und endigte hier einst sicherlich in der Thoranlage, die unter ihnen zum Vorschein gekommen ist.

Hinter diesem Zuge erblickten wir die Reste einer dritten Ringmauer, der ausgedehntesten und letzten, die der Tempelbezirk gehabt hat. Diese Ringmauer bestand aus drei Abschnitten, die ganz verschiedenen Zeiten entstammten. Der eine lief der Front der Halle fast parallel am Rande des hier nach Osten etwas abfallenden Geländes entlang und war an beiden Enden durch je einen starken, noch jetzt in ziemlicher Höhe erhaltenen Rundturm begrenzt. Er stellte einen Teil der Befestigungsmauer dar, die zu Perikles' Zeit erbaut wurde. An diesen Teil schlossen sich damals zwei Schenkel an, und zwar war der eine, der an dem südlichen Turm ansetzte, in westnordwestlicher Richtung bis zur Westecke des Tempelbezirks, der andre in nördlicher Richtung bis zu dem eben erwähnten Thore unter den kleinen Propyläen hingeführt. Später, wohl nicht lange bevor Philo die Säulenhalle in Angriff nahm, riss man jenen Schenkel nieder, verlängerte die Parallelmauer um ein beträchtliches nach Südwesten und zog von dem gleichfalls durch einen starken Rundturm geschützten Endpunkt dieser Verlängerung

einen neuen Schenkel bis zur Westecke des Bezirks. Diese beiden Mauerzüge machten den zweiten Abschnitt der Ringmauer aus. Auch hier sind noch die sämtlichen Fundamente sowie ein ziemlich grosser Rest des Turmes vorhanden; aber auch von dem aus gewaltigen Quadern hergestellten Oberbau der Schenkelmauer haben sich recht ansehnliche Trümmer erhalten. Der dritte Abschnitt der Ringmauer endlich verband in einem flachen, nach Osten ausgebuchteten Bogen den nördlichen Turm mit den grossen Propyläen und verdankte wie diese seinen Ursprung der Hadrianischen Zeit; zugleich mit seiner Entstehung wird vermutlich nun auch die nördliche der beiden Perikleischen Schenkelmauern gefallen sein. Von seinem Oberbau ist noch die unterste Quaderschicht der Aussenseite erhalten geblieben; diese hatten wir auf eine Strecke hin schon bei den grossen Propyläen kennen gelernt.

Nachdem wir ein klares Bild von den verschiedenen ehemaligen Umfriedigungen der Feststätte gewonnen hatten, stiegen wir bei der Südecke der Halle auf den Platz vor ihr hinunter und sahen ausser den hier liegenden zahlreichen Basen die Reste des zweiten Rundturms; dann begaben wir uns nach dem Eckturm und warfen hier einen Blick auf die längs der Südwestmauer aufgedeckten Fundamente. Deutlich erkannten wir einen dreiteiligen Bau, dessen Mittelschiff einen apsisartigen Abschluss zeigte; man erklärt ihn für das Buleuterion (Rathaus). Über den Fundamenten dieses Baues und weiterhin an den Mauern entlang hatte man später, in römischer Zeit, zwei Säulenhallen errichtet; zwischen ihnen führte ein Gang zu einem Thore in der Mauer. Die östliche der beiden Hallen hatte schliesslich wieder einer Exedra mit je einem viereckigen Stufenbau zu beiden Seiten Platz machen müssen.

Hiermit glaubten wir die Besichtigung des untern Teiles des Festbezirks abbrechen zu sollen und schlenderten nun angesichts der mächtigen Quadergrundmauern der Südwestseite des Telesterion und der Philonischen Halle und angesichts der Reste mehrerer alter Mauerläufe, die wahrscheinlich zu der Pisistratischen und Perikleischen Ringmauer gehörten, der Westecke des Telesterion zu, wo sich eine anfangs schmale, dann 14 m breite Felstreppe aufwärts zog. Auf ihr hinaufsteigend gelangten wir zu der aus dem Abhange herausgearbeiteten grossen Plattform über der Nordwestseite des Tempels. Diese ist, ebenso wie die noch zum kleinen Teil erhaltene Mauer, die oben an ihrer Hinterwand herlief und den Festbezirk hier gegen die Burg abgrenzte, jedenfalls spätestens in der Perikleischen Zeit hergestellt worden und hat wohl als Zugang zu dem obern Säulensaale des Telesterion gedient;

wenigstens haben sich im Innern des Tempels von einer Treppe, die beide Stockwerke mit einander verband, nicht die geringsten Anzeichen gefunden. Uns gewährte sie einen erwünschten Überblick über die südliche Hälfte des Trümmerfeldes, vor allem über den Weiheraum mit seinen verschiedenen Säulenstellungen* und über die Philonische Vorhalle. Lange verweilten wir hier, um uns das Bild fest einzuprägen, dann stiegen wir auf einer zweiten, schmalern Felstreppe, die an der Nordostseite des Telesterion bis zum ersten Thore desselben hinunterführte, wenige Stufen abwärts und traten nach links auf eine gleichfalls aus dem Felsen herausgesprengte Fläche; diese bewahrte einige unbedeutende Reste der Fundamente einer Tempelanlage, die vielleicht ein Heiligtum der Demeter gewesen ist. Auf die Terrasse zurückgekehrt, mussten wir noch einmal eine breite, zum Teil erhaltene Freitreppe nach Norden aufwärts klettern, dann standen wir auf der Höhe des Burgfelsens. Auch hier hatte ehemals ein Tempel aufgeragt, ein römischer, wie aus den Fundamenten hervorging; bei seiner ausgezeichneten Lage weithin sichtbar, war er wohl das kostbarste aller eleusinischen Bauwerke gewesen; jetzt erhob sich an seiner Stelle eine einfache Kapelle der Panagia und ein dreigeschossiger, rundbogiger Glockenturm.

Natürlich hatte uns der 2¹/₂stündige Gang durch die Ruinen bei der fortwährend zunehmenden Hitze und dem immer greller werdenden Lichte abgespannt, und wir waren deshalb froh, dass wir nun hier oben einige Zeit ausruhen konnten. Denn zu besehen gab es auf dem vor uns sich ausdehnenden Hügelrücken selbst nur wenig. Die alte eleusinische Akropolis, die sich von dem Nordostrande des Rückens aus hinzog, ist, wie schon bemerkt, fast ganz verschwunden; nur der Unterbau des Rundturmes auf der Haupthöhe zeugt noch von ihrem einstigen Vorhandensein. Von dem Theater, das Eleusis ebenfalls besass, und das sicherlich nach dem Meere zu gerichtet war, hat man bis jetzt überhaupt noch keine Spur entdeckt. Das einzige, dem wir Beachtung schenken mussten, war ein am Südabhange befindliches uraltes Felsengrab, das erste seiner Art, dem wir in Griechenland begegneten. Es bestand aus einem kleinen Kuppelraum, der roh aus dem Felsen gehauen war, und einem kurzen, schmalen Zugang zu demselben, dessen Wände oben in einem durch Überkrugung erzielten Winkel zusammenstießen. Wurde so einerseits unsre Aufmerksamkeit nur in geringem Grade in Anspruch genommen, so bot sich uns andererseits ein müheloser, Herz und Auge erquickender Genuss in der herrlichen Rundsicht, die der Höhenrücken darbot. Insbesondere mussten wir unsre Blicke immer wieder und wieder gen Süden wenden, wo sich die in der Mittagssonne

zauberisch glitzernde Fläche der eleusinischen Bucht ausbreitete und hinter ihr des Telamoniers Ajas Heimatinsel aus den Fluten emporstieg.

Nur ungern traten wir endlich den Rückweg an und schritten am Südabhange entlang der Westecke des heiligen Bezirks zu; es galt noch dem hier gelegenen kleinen Museum, das eine Anzahl der seit 1882 in Eleusis gemachten Funde birgt, einen Besuch abzustatten. Wir wurden hier bereits sehnsüchtig von der Frau des Ruinenwächters erwartet und nun mit freundlicher Zuvorkommenheit in das Gebäude hineinbegleitet. Es enthielt drei oder vier Räume, die mit Gegenständen aller Art: Inschriften, Baugliedern, Büsten, Reliefs u. s. w. vollgepfropft waren. Ein flüchtiger Rundgang belehrte uns, dass sich unter diesen zwar keine hervorragenden, aber doch manche höchst interessanten Stücke befanden; vor allem dünkten uns ausser einer Cistephore mit kreuzweise gegürtetem Gewandüberschlag und einer schlechtern Wiederholung der berühmten Eubuleusbüste mehrere auf die Verehrung der Demeter und Kora bezügliche Weihereliefs genauerer Betrachtung wert.

Am merkwürdigsten waren jedenfalls die Bruchstücke eines Reliefs, das aus dem ersten Jahrhundert v. Chr. herrührt und von Lakrateides, dem Priester ‚des Gottes‘ und ‚der Göttin‘ und des Eubuleus . . . der Demeter und Kora . . . geweiht worden ist. Diese Bruchstücke hat Dr. Philios in dem vorhin erwähnten Plutonium gefunden, als zusammengehörig erkannt und an der dem Eingange gegenüberliegenden Wand in ihrer ursprünglichen Lage angeordnet.

Die Haupthandlung spielt sich jedenfalls auf der linken Seite ab. Hier sehen wir zu äusserst Reste von zwei Personen, ganz geringe von einer grössern im Hintergrunde, bedeutendere von einer jugendlichen im Vordergrund. Diese trägt einen Chiton, der mit langen, engen Ärmeln versehen und unter der Brust gegürtet ist; ausserdem hängt von der rechten Schulter ein Mantel herab. Sie hält in der Linken ein Ährenbüschel und lehnt sich, dem Beschauer zugewandt, mit der linken Schulter an eine weibliche Gestalt. — Diese, offenbar Demeter, ist sitzend dargestellt und zwar so, dass der Kopf ganz nach rechts gerichtet ist und fast im Profil erscheint, während der übrige Körper nur eine halbe Wendung nach rechts hin macht. Ihre Kleidung besteht aus einem Chiton mit kurzen, zugeknöpften Ärmeln und einem Mantel, der über das Hinterhaupt gezogen ist und Brust und Arme freilässt. Das volle, wellige Haar ist in der Mitte gescheitelt, nach den Seiten gekämmt und von einem Bande umschlungen; am Halse fällt es in losen Flechten auf Oberarm und Brust herab. Gesichtsausdruck und Blick sind ruhig, ernst, ja streng. Mit der

Linken greift sie nach einem neben ihr stehenden Scepter empor, die andre Hand hat sie vielleicht der Gabe entgegengestreckt, die ihr von rechts her eine männliche Gestalt darbietet. — Diese sitzt, ganz im Vordergrund, auf einem von Schlangen gezogenen Wagen und ist in ein kurzes Untergewand mit langen, engen Ärmeln gekleidet und mit hohen, bis zum Knie hinaufreichenden Stiefeln angethan. Die Linke hat sie auf den linken Oberschenkel gelegt, oder vielmehr auf den Leib einer Schlange, die sich um diesen gewunden hat. Mit der Rechten bringt sie die Gabe (ein Ferkelchen?) dar. Wer ist nun diese Gestalt? Triptolemos, der sonst gewöhnlich auf dem Schlangewagen abgebildet wird, jedenfalls nicht. — Diesen haben wir, zufolge einer Inschrift, in der Gestalt zu sehen, die zwischen dem Sitzenden und der Demeter, aber etwas zurück und der letztern zugekehrt, dasteht. Er ist in einen gegürteten Chiton gehüllt, über den er einen Mantel geschlungen hat, und trägt auf der linken Schulter eine lange, brennende Fackel, die er mit der Linken festhält. Leider ist sein Kopf verloren gegangen. — An Triptolemos schliessen sich nach rechts drei in gleicher Höhe stehende Gestalten an. Die ersten beiden, die die Mitte des ganzen Hintergrundes einnehmen, sind, wie Demeter, durch ein Scepter ausgezeichnet; die erste stützt es mit der Linken auf, die andre hat es wohl an die linke Schulter gelehnt. Beide tragen einen Chiton und einen Mantel, diesen aber verschieden umgeschlagen. Zum Glück haben sich ihre charakteristischen Köpfe erhalten. Aus jenem, der nach Triptolemos hin gewandt ist, tritt uns ein ältliches, finster blickendes Antlitz mit eingefallenen Wangen entgegen, das über dem etwas geöffneten Munde einen struppigen Schnurrbart zeigt und von einem üppigen, gelockten, aber wenig gepflegten Vollbart und wirrem, in Strähnen auf Stirn und Backen herabhängendem Haupthaar eingefasst ist. Es gehört, wie auch die neben ihm befindliche Inschrift angiebt, Pluto, dem unerbittlichen Beherrscher der Unterwelt, an. Der zweite Kopf, der ein wenig nach der entgegengesetzten Seite gerichtet ist, lässt die Gesichtszüge und den Gesichtsausdruck der Demeter wiedererkennen, nur sind jene hier jugendlicher, und dieser verrät weniger Strenge. Auch in der Anordnung der Haare finden wir eine gewisse Übereinstimmung mit jener Göttin; denn diese sind hier ebenfalls gewellt, gescheitelt und seitwärts gekämmt, aber das Band und die Flechten am Halse scheinen zu fehlen. Wir haben hier also, wie man auch neben dem Kopfe geschrieben liest, ‚die Göttin‘, Kora, die Tochter der Demeter und Königin des Hades, vor uns. — Von der dritten Gestalt ist nur ein einziges, aber wichtiges Bruchstück

gerettet, die obere Hälfte des Kopfes. Wir entnehmen aus ihm, dass der Träger des Kopfes auf die jugendliche Göttin hinblickt und bereits ein älterer, ergrauter Mann ist. Die gleichfalls erhaltene Inschrift bezeichnet ihn als Lakrateides, den Weihenden selbst. — Unterhalb dieses Kopfes und rechts hinter der Gestalt auf dem Schlangenzuge bemerkt man den lebensvollen, wenn auch nachlässig gearbeiteten Torso einer andern männlichen Gestalt, die in gleicher Höhe mit Demeter und ihr zugewandt auf einem Throne sitzt, dessen Armlehne vorn von einem Tiere (Sphinx?) gestützt wird. Ihr Oberkörper ist völlig nackt; den Unterkörper bedeckt ein lose hingebreiteter Mantel, dessen eines Ende neben dem herunterhängenden linken Arm über die Lehne herabfällt. Ein zweites Bruchstück enthält den wagerecht ausgestreckten rechten Oberarm; auf einem dritten befand sich einst der Kopf; neben diesem sind noch die Buchstaben OS lesbar. — Abgeschlossen wird das Relief durch eine weibliche Gestalt, die im linken Arm eine an die Schulter gelehnte grosse, brennende Fackel hält. Ihr Chiton, der mit langen, engen Ärmeln versehen ist, reicht nur bis zu den Knien hinab und ist unter der Brust gegürtet; den Mantel hat sie über die rechte Schulter geworfen. Von dem Kopfe hat sich nichts gefunden, aber von dem Haare sieht man noch zu beiden Seiten des Halses die Enden von Flechten.

Während wir nun diese und andre Reliefs mit Aufmerksamkeit betrachteten, bekundete unsre Führerin, oder vielmehr Wächterin, wiederholt grosse Unruhe, als ob sie dergleichen nicht gewohnt sei und einen schnellern Fortgang der Besichtigung wünsche; wir liessen uns dadurch aber nicht im mindesten aus unsrer Gemütsruhe bringen; erst als nur noch $\frac{1}{2}$ Stunde bis zum Eintreffen des Zuges aus Athen fehlte, erlösten wir sie von ihrer Qual und machten uns, nachdem wir ihr eine Drachme in die geöffnete Hand gedrückt hatten, auf den Heimweg. Wir schritten nun nach dem Festbezirk hinunter und gelangten wieder an den Fuss der grossen Freitreppe, die wir vorher hinaufgestiegen waren. Dann durchmassen wir noch einmal das Telesterion und die Halle und bogen jetzt rechts nach dem tiefer gelegenen Teile des Festbezirks ab. Nachdem wir hier an der Ostecke der Halle bei den polygonen Mauern sowie dem gewaltigen Reste des aus Lehmziegeln aufgeführten Oberbaues der Pisistratischen Umfriedigung und dem beim nördlichen Rundturm befindlichen merkwürdigen Pfeilerbau einige Minuten verweilt hatten, erreichten wir an den nach Norden sich hinziehenden Mauerläufen entlang und über sie hinweg endlich die grossen Propyläen. Um nichts zu verabsäumen, suchten wir hier zum Schluss die Überbleibsel

der beiden Triumphbogen auf, die, wohl ungefähr gleichzeitig mit den grossen Propyläen errichtet, einst wahrscheinlich die Zugänge zu der Feststätte bildeten, nachdem auch der Artemistempel mit in sie hineinbezogen war; dann ging es in Eilschritten dem Bahnhof zu.

So hatten wir denn freilich den Brunnen nördlich unterhalb der Akropolis, in dem man das *Καλλίχορον φρέαρ* vermutet, und die Zachariaskapelle, von der man früher annahm, dass sie an der Stelle des Triptolemostempels stehe, überhaupt nicht, die Reste der alten Hafenanlage nur aus der Ferne gesehen, aber wir glaubten das schon verschmerzen zu können; denn von allem Wesentlichen und Wichtigem war uns nichts entgangen.

Übrigens sollten wir nicht ohne Hindernis nach dem Bahnhof gelangen. Mein Kollege und ich wurden nämlich durch Kinder aufgehalten, die uns kleine Lampen und Schalen aus Thon anboten; wenn wir diese Säckelchen nun auch nicht für antik erachteten, so war es uns doch nicht unangenehm, sie als Erinnerung an unsern Aufenthalt in Eleusis mitzunehmen. Schlimmeres war inzwischen meinem Freunde widerfahren. Anfangs etwas zurückgeblieben, hatte er sich beim Nachkommen ins Dorf verirrt und war hier von bösen Hunden, wie sie in Griechenland auf dem Lande nicht selten sind, angefallen worden; nachdem er sich ihrer vergeblich mit dem Schirme zu erwehren gesucht, hatte er bereits nach dem Revolver greifen wollen, als es ihm endlich geglückt war, durch Steinwürfe (das wirksamste Mittel in solcher Lage) die Bestien zu verscheuchen.

Auf dem Bahnhof angelangt, erfrischten wir uns zuerst durch einige Flaschen Citronenlimonade, dann streckten wir uns auf den hölzernen Bänken, die hinter dem Empfangsgebäude unter schattenspendenden Bäumen aufgeschlagen waren, der Länge nach aus und plauderten, indem wir mit Behagen den Dampf einer aus der Heimat mitgebrachten Havanna in die Luft bliesen, von dem, was wir bisher gesehen und erlebt hatten. Leider war es uns nicht lange vergönnt, der wohlverdienten Ruhe zu pflegen, denn zur bestimmten Zeit traf der Mittagzug von Athen ein, und es hiess nun: Auf und weiter! Zum Glück war auch dieser Zug nur spärlich besetzt, und so wurde es uns auch hier nicht schwer, ein Coupé für uns allein zu erobern.

Von Eleusis bis Neu-Korinth.

So sassen wir wieder im Zuge und eilten nun Korinth entgegen. Wie bequem hätten wir jetzt ein Stündchen schlafen können, und wie gern hätten wir es auch wohl gethan, hätten wir es nur vor uns zu verantworten vermocht. Aber wir reisten ja, um zu sehen und zu lernen; für den Schlaf musste schon die Nacht genügen. Und siehe da, als wir nur erst das Freie gewannen und nun durch die beiderseits geöffneten Fenster kräftige Zugluft erzeugt wurde, war alle Müdigkeit geschwunden; getrost schlugen wir wieder unsre Reisebücher auf und verfolgten mit ungeschwächter Aufmerksamkeit die Gegend, durch die uns das Dampfross dahintrug.

Wir fuhren zunächst in einem starken Bogen durch den westlichen Teil der eleusinischen Ebene hin, der im Altertum den besondern Namen der rharischen führte, während die grössere östliche Hälfte die thriasische genannt wurde; alsdann zog sich die Bahn an dem Südfusse des attisch-megarischen Grenzgebirges und zwar meist dicht am Golfe hin, so dass wir einerseits einen prachtvollen Rückblick auf die Bucht von Eleusis hatten, andererseits nach Südsüdwesten nunmehr schon den offenen Golf von Ägina und drüben die Berge von Argolis in Sicht bekamen. Darauf traten wir in die fruchtbare megarische Ebene ein, bereits die dritte Sackebene, die wir auf unsrer Fahrt antrafen. Nachdem wir eine von Osten nach Westen streichende Hügelkette durchschnitten hatten und nun an ihrem südlichen Fusse entlang fuhren, tauchte bald die Stadt Megara vor uns auf, die Heimat des Euklides, des lernbegierigen Schülers des Sokrates und Stifters der megarischen Philosophenschule. Sie zog sich am Südabhange der beiden letzten Hügel, die durch eine tiefe Senkung mit einander verbunden waren, terrassenförmig empor und schaute mit ihren weissgetünchten Häusern freundlich zu uns herunter; gleichwohl gelang es ihr nicht, uns über ihre Armseligkeit hinwegzutäuschen. Fast auf der gleichen Stelle lag einst die antike Stadt. Sie muss sich aber noch weit malerischer ausgenommen haben, da die beiden Hügel damals von Burgen gekrönt wurden und sie selbst mit hohen Mauern umgeben war. Natürlich hatte sie als Hauptstadt eines wenn auch nur kleinen, so doch selbständigen Staates, der sogar nach dem Verlust von Salamis noch immer eine gewisse Wichtigkeit behielt, auch eine ganz andre

Bedeutung als die jetzige Hauptstadt der Eparchie Megaris. Ihre Einwohner waren tüchtige Seeleute und tapfere Krieger; im übrigen aber standen sie nicht im besten Rufe, zumal bei ihren ionischen Stammesfeinden, den Athenern; sie galten für plump und sittenlos. Und doch sind die heutigen Megarer auf ihre Abstammung von diesen alten Doriern stolz, und mit Recht; denn als ihren Nachkommen rollt ihnen ja noch griechisches Blut in den Adern, während die Bevölkerung der Nachbarlandschaften Korinth, Böotien und Attika fast durchweg albanesischer Herkunft ist. Wir selbst hatten während des kurzen Aufenthalts auf der Station Gelegenheit, unter den auf dem Bahnsteige lustwandelnden Megarern manche Gestalt zu beobachten, die mit dem klassischen Schnitt ihres Gesichts in die Zeiten des Altertums versetzte, und besonders schien es das weibliche Geschlecht zu sein, das die echt griechischen Züge am treuesten bewahrt hatte.

Weiter eilte der Zug nach Südwesten, wieder dem Meere, dem Golfe von Ägina, zu. Bald genossen wir einen herrlichen Rückblick auf die hellschimmernde Stadt, auf die tiefeingerissene Westküste von Salamis und einen Teil des attischen Landes dahinter, und jetzt konnten wir im Vordergrund auch die Lage der ehemaligen Akropolis und des Hafens von Nisäa erkennen, der, wie der Piräeus und Phaleron mit Athen, wie der Hafen von Lechäon mit Korinth, so seinerseits mit Megara durch Schenkelmauern verbunden war. Er ist längst versandet, und so ist die einstmals vor ihm liegende und ihn schützende Felseninsel Minoa, die schon zu Thukydides' Zeit nur durch seichtes Wasser vom Lande getrennt war, zum Festlande geworden; man will sie in der Anhöhe, die der Akropolis von Nisäa südwestlich gegenüberliegt und jetzt Paläokastro genannt wird, wiederfinden.

Nachdem wir die niedrigen Vorhügel am Ostfusse der Geraneia (j. Makriplagi), des Grenzgebirges zwischen Mittelgriechenland und dem Peloponnes, durchfahren hatten, stiegen wir allmählich zu der interessantesten Strecke des ganzen Weges bis Korinth empor. Da nämlich hier das Gebirge am Meere keinen Raum frei lässt, so ist die Bahn oben über die Küstenfelsen, zum Teil mit Hilfe von Einschnitten, Tunneln und Brücken, hingeführt, so dass man zur Linken meist einen jähren, tiefen Absturz hat, während rechts die Bergwand fast senkrecht, bisweilen sogar überhängend aufragt. Weiter unten ist den Felsen auch noch für eine Landstrasse Raum abgenötigt worden. Schon im Altertum zog sich über diese Skironischen Felsen ein Weg; es war ein beschwerlicher und gefahrvoller; deshalb liess die Sage denn auch an der schlimmsten Stelle einen Unhold lauern, der die daher Wandernden in die Tiefe hinabstiess,

bis ihm nach seinem eigenen Verfahren von Theseus das Handwerk gelegt wurde. Er hiess in der Sage Skiron; die Megarer aber nannten Skiron einen ihrer Heerführer, der den Weg zuerst für Fussgänger bahnte. Bekannt ist, dass die Peloponnesier nach dem Unglück bei Thermopylä diese Strasse auf eine Strecke hin verschütteten; später hat sie der Kaiser Hadrian derart verbreitert und gefestigt, dass auf ihr zwei Wagen einander ausweichen konnten.

So unheimlich uns nun der Gedanke berührte, unmittelbar am Abgrunde hinzufahren, und so sehr uns schauderte, wenn wir gar in die Tiefe hinabsahen, eben so sehr entzückte uns auch wieder der Blick auf den tiefblauen saronischen Meerbusen, vornehmlich den Golf von Ägina mit seinen vielen Inselchen und seiner grossartigen Einfassung: der reich gegliederten, steil aufsteigenden Nordostküste von Argolis mit der wild zerrissenen Halbinsel Methana sowie den Felseninseln Kekryphaleia, Ägina und Salamis.

Indes waren wir im ganzen nicht unfroh, als wir den schlimmen Pass — er heisst heute *Κακή σάλα*, die böse Stiege — hinter uns hatten und wieder in breites und sicheres Gelände hinunter kamen. Der Zug eilte nun, nach links hin immer Aussicht auf den Golf gestattend, durch mehrere kleine Küstenebenen hin, die zum Teil wohl bestellt, aber anscheinend wenig bewohnt waren; sie bilden das Gebiet der frühern Ortschaft Krommyon, in der Theseus die menschenfressende Sau tötete. Bald erreichten wir das westliche Ende des Golfs, das nach der ehemals an ihm gelegenen korinthischen Hafenstadt Kenchreä noch heute die Bucht von Kechriaes heisst, und erblickten in seinem Nordwestwinkel die Mündung des Isthmuskanals mit den beiden sie schützenden Molen und dem an ihr aufblühenden Städtchen Isthmia; dahinter aber, jenseit der Hügel des Isthmus, tauchte neben andern Bergen Nordargoliens jetzt zum erstenmal der gewaltige Felsklotz von Akro-Korinth auf. Nach einer Viertelstunde hatten wir die letzte der Küstenebenen verlassen und bogen nach dem Isthmus zu ab.

Wir befanden uns jetzt auf einer bedeutsamen Stelle. Hier, am Eingange der schmalen Landbrücke zwischen Nordgriechenland und dem Peloponnes, tötete Theseus den Fichtenbeuger Sinis; hier errichtete er die berühmte Säule, die auf der dem Peloponnes zugewandten Seite die Inschrift trug: Dies ist der Peloponnes, nicht Jonien, während auf der entgegengesetzten Seite zu lesen stand: Dies ist nicht der Peloponnes, sondern Jonien; hier lag auch der korinthische Hafen Schoinus, von dem aus ein Diolkos, eine Schleifbahn für Güter und kleinere Schiffe, nach dem korinthischen Meerbusen hinüberführte.

Mit diesen Erinnerungen nahmen wir Abschied von dem Golfe. Denn jetzt zog sich die Bahn landeinwärts, zunächst in der Richtung des Kanals, durch dürftiges Fichtengehölz, Poseidons Fichtenhain, hindurch, dann überschritt sie auf einer eisernen Brücke, hoch über dem Wasserspiegel, den 1893 eröffneten Kanal. Da er schnurgerade vom einen zum andern Meere läuft, so konnten wir ihn für einige Augenblicke in seiner ganzen Länge (6,3 klm) überschauen. Leider war kein einziges Schiff auf ihm zu sehen; ja er wird überhaupt nur wenig und wohl nur von griechischen Dampfern benutzt, denn die Fahrt durch ihn kann unter Umständen gefährlich werden, da diese ganze Gegend noch immer durch Erdbeben beunruhigt wird, wie sie ja auch im Altertum dem Erderschütterer Poseidon geweiht war. So haben sich also die Worte, die Pausanias anlässlich der Aufzählung misslungener Versuche einer Durchstechung des Isthmus und ähnlicher Örtlichkeiten ausspricht: So schwierig ist es für den Menschen, die göttliche Ordnung der Dinge zu vergewaltigen, bezüglich des Isthmus am Ende doch als nicht ganz unbegründet erwiesen.

An der südlichen Seite des Kanals angelangt, vermochten wir kurze Zeit nach der Stätte der alten isthmischen Spiele, die sich in der Nähe des Städtchens Isthmia befindet, hinüberzuspähen; dann wandte sich die Bahn nach Nordwesten, und es trat nunmehr links der ganze südliche Teil des Isthmus bis zur Wand des Oneiongebirges und dem rechts neben ihm gelagerten Bergkegel von Akro-Korinth in unsern Gesichtskreis. Nach wenigen Minuten hielt der Zug in dem Örtchen Poseidonia an, das am westlichen Eingange des Kanals entstanden ist; von dort fuhren wir unweit der korinthischen Bucht, aber ohne Aussicht auf sie, nach Südwesten hin und durchkreuzten den Zug der ehemaligen Isthmus-Mauer, die im zweiten Perserkriege errichtet wurde und bis in die Zeiten der Kämpfe zwischen den Türken und Venezianern von Wichtigkeit gewesen ist; Spuren von ihr konnten wir aber vom Wagen aus nicht entdecken. Um 2 Uhr 50 Minuten liefen wir in den langgestreckten Bahnhof von Neu-Korinth ein.

Korinth und Akro-Korinth.

So genussreich nun auch die Reise bisher gewesen war, so hatte uns doch das Umherstreifen auf der Ruinenstätte von Eleusis sowie das fortwährende Sehen und die unausgesetzte geistige Anspannung mürbe gemacht, und wir hätten deshalb gar zu gern einige Stunden geruht, bevor wir etwas Neues unternahmen. Da indes unser reiflich erwogener Reiseplan noch für heute den Besuch von Alt-Korinth und die Besteigung von Akro-Korinth forderte, dies beides aber von Neu-Korinth aus mindestens fünf Stunden beansprucht, so war natürlich keine Zeit zu verlieren. Wir liessen uns daher in den kühlen Räumen der Bahnhofswirtschaft in aller Eile ein Mittagsmahl auftragen und bestellten inzwischen bei dem freundlichen Wirte, der zugleich ein Hôtel in der Stadt führte, Zimmer für die Nacht; dann bestiegen wir unverzüglich einen der vielen auf uns harrenden Wagen, der uns nach dem 5 klm südwestlich gelegenen Dorfe Alt-Korinth bringen sollte. Wir hatten keine schlechte Wahl getroffen, denn obwohl unser Kutscher durchaus nicht zu denen zählte, die unaufhörlich auf die Pferde einhauen, so rollten wir doch schnell dahin, und bald hatten wir die menschenleeren Strassen der Stadt verlassen.

Da schimmerte von rechts eine breite Wasserfläche, hinter der sich gewaltige Bergmassen erhoben, zu uns herüber; es war der Meerbusen von Korinth, Wasser vom ionischen Meere. Wir selbst sahen uns in einer fruchtbaren, zum grössten Teil mit Wein, Korinthen und Oliven bestandenen Ebene, die, an das Hügelland des südlichen Isthmusgebietes zu unsrer Linken anschliessend, sich weit nach rechts am Meere entlang ausdehnte und im Süden von kahlen, düstern Bergen, den Bergen Nordargoliens, begrenzt wurde; diese Ebene war im Altertum im Besitze von Korinth und Sikyon und heisst jetzt die Vokha-Ebene. An ihrem Rande aber und zwar südwestlich vor uns ragte scheinbar selbständig, ohne Zusammenhang mit der übrigen Bergwelt, das mauerumkränzte Felsmassiv von Akro-Korinth auf; wäre es auch nicht unser Ziel gewesen, es hätte bei seiner Mächtigkeit und seiner gebietenden Lage doch vornehmlich unsre Aufmerksamkeit auf sich lenken müssen.

Nachdem wir etwa eine halbe Stunde auf schlechtem Wege durch die Ebene hingefahren waren, stieg das Gelände eine Strecke

lang an, um sich dann in gleicher Höhe bis zum Fusse von Akro-Korinth hinzuziehen. Hier, auf der tafelförmigen Fläche unmittelbar am Fusse der steil aufstrebenden Nordwand des Berges, in der Nähe zweier Meere und am Eingange in den Peloponnes, lag einst, stark befestigt und mit seinen nach dem Hafen Lechäon laufenden Schenkelmauern den Zugang zum nördlichen Peloponnes, mit seiner Feste Akro-Korinth den Haupteingang in den östlichen Teil der Halbinsel sperrend, die alte Stadt Korinth, die Vorsitzerin bei den irthmischen Spielen, der grösste Ort Griechenlands, hochberühmt durch seinen ausgedehnten Handel und seinen Gewerbefleiss, seinen Reichtum und die Menge und Pracht seiner Bauten, aber auch ebenso berufen wegen seiner Üppigkeit und Sittenverderbnis. Nachdem die Stadt im Jahre 146 v. Chr. durch Mummius zerstört und ihre Kunstschatze vernichtet oder nach Italien geschleppt worden waren, erhob sie sich durch die Gunst C. Julius Caesars noch einmal zur Blüte, aber nur, um bald wieder zu sinken. Doch hielt sie sich als Dorf die Jahrhunderte hindurch, bis sie im Jahre 1858 durch ein Erdbeben von neuem vertilgt wurde. Damals verliessen die meisten Einwohner die Stätte und gründeten Neu-Korinth, nur einige wenige blieben dem angestammten Boden treu, und deren Nachkommen bilden jetzt das Dorf Alt-Korinth.

Mit ihm schien es, wie wir es auch erwartet hatten, erbärmlich zu stehen. Denn um gar nicht zu reden von den engen, verwehrten, zwischen verfallenen Mauern sich hinziehenden Wegen, die in Griechenland auf dem Lande die Regel sind, so bemerkten wir hier und da noch eingestürzte Häuser, die Spuren der ehemaligen Verwüstung, und die wieder aufgebauten waren meistens auch nur klein und armselig. Wir atmeten erst wieder auf, als unser Rosselenker auf einem kleinen Platze, wahrscheinlich dem Markte, anhielt, der von einigen bessern Gebäuden umgeben war und, soweit ich mich recht erinnere, einige Bäume aufwies. Hier hatte sich eine grosse Anzahl der männlichen Dorfbewohner versammelt, jung und alt, alle sonntäglich, aber abendländisch gekleidet und fröhlich plaudernd, indem die einen in Gruppen bei einander standen, die andern nach echt südlicher Gewohnheit vor einem Kafonion bei einer Tasse Kaffee oder einer Masticha sassen und teils Cigaretten rauchten, teils eine türkische Wasserpfeife schmauchten, während der hemdsärmliche Kellner geschäftig unter den Gästen ab und zulief. Kaum hatte man uns erblickt, als sofort Bewegung unter die Menge kam und mindestens ein Dutzend junger Burschen auf uns zuschoss, um uns Pferde zum Ritt auf

die Burg oder sich selbst als Führer anzubieten. Auf jene verzichteten wir nun zwar, um aber nicht mit Suchen und Irregehen kostbare Zeit zu verlieren, wählten wir einen pfffig dreinschauenden Knaben als Begleiter. Dann brachen wir sofort auf.

Keinen Fremden, der nach Alt-Korinth kommt, giebt es, der ein Überbleibsel der alten Stadt unbeachtet liesse; es ist dies eine Ruine, die in der Nähe des südwestlichen Ausgangs der Ortschaft und rechts vom Wege nach Akro-Korinth in öder Umgebung daliegt. Ihr wandten auch wir uns jetzt zu.

Es waren sieben dorische Säulen, drei von der Südseite und die vier darauf folgenden von der Westseite eines Tempels, die sich auf einem (wohl dreistufigen) Unterbau erhoben. Jede Säule, d. h. ihr Schaft, war aus einem Stein gearbeitet, und an jeder zählten wir zwanzig Kannelüren. Der sechsten, von der Südseite an gerechnet, fehlte das Kapitell, die übrigen waren vollständig erhalten. Auf den ersten fünf ruhte noch das Epistyl, das sich aus je zwei hinter einander liegenden und durch einen Zwischenraum von einigen Centimetern getrennten Balken zusammensetzte; nur der dritte Block der Aussenseite war bereits verloren gegangen.

In welch kläglichem Zustande befanden sich nun aber die wenigen Trümmer! Freilich war dieser bei dem Material, das man für alle Teile verwendet hatte, einem porösen Kalkstein, erklärlich. Von dem Unterbau gewahrten wir im wesentlichen nur noch unter den Säulen Überreste, und auch hier war er teilweise verschwunden, so dass er durch starkes Mauerwerk hatte ergänzt werden müssen. Die Säulen wiesen besonders in der untern Hälfte Beschädigungen auf, und von der doppelten Stucklage, mit der man sie einst zum Schutze überzogen hatte, war nichts mehr zu sehen. Am übelsten war die sechste dran; denn von der dem Tempelinnern zugekehrten Hälfte hatte sich ein grosses, langes Stück abgespalten, zudem war sie unten quer durchgebrochen, so dass man hier zwei eiserne Reifen um sie hatte legen müssen. Die vorhandenen Kapitelle, ausgenommen das der Ecksäule, waren noch ziemlich unversehrt, seltsam aber machte es sich, dass das Kapitell der siebenten Säule aus seiner richtigen Lage gerückt war. Von dem Epistyl hatte sich der zweite Block der Vorderseite mit dem einen Ende sogar schon von seiner Plinthe herabgegeben und wurde nur dadurch am Herunterfallen gehindert, dass er sich mit der Oberkante an den Nachbarblock anstützte. Ausserdem zeigte nur noch einer der drei vordern Epistylblöcke die übliche Leiste mit den Tropfenplatten in guter Erhaltung.

Kein Wunder also, wenn die Ruine im ganzen wie im einzelnen

einen jämmerlichen Anblick gewährte. Wie dürftig sie nun aber auch immerhin sein mag, für den Freund des Altertums besitzt sie trotzdem den höchsten Wert. Denn die grosse Gedrungenheit der Säulen, deren Höhe nur ungefähr das Vierfache des untern Durchmessers beträgt, die weite Ausbauchung des flachen Echinus und die wuchtige Schwere des Epistyls, kurz das Gedrückte, Schwerfällige der Bauweise, wie es mir schon an den Tempeln in Paestum entgegengetreten war, lässt mit Sicherheit darauf schliessen, dass die Ruine nicht bloss in das alte, vorrömische Korinth zurückreicht, sondern sogar zu den allerältesten Resten gehört, die in Griechenland von einem dorischen Bauwerk vorhanden sind.

Wir konnten nicht anders von ihr scheiden als mit einem Gefühl der Wehmut und mit dem frommen Wunsche, dass sie in ihrem jetzigen Zustande noch bis in ferne Jahrhunderte bewahrt bleiben möge.

Die sonstigen Überreste des alten Korinth suchten wir nicht auf; weder hatten wir Zeit dazu, noch hätte es sich sonderlich gelohnt; aber von zweien derselben, dem sogenannten Bade der Aphrodite und dem römischen Amphitheater, hatten wir bereits auf der Herfahrt unter Beihilfe des Kutschers wenigstens die Lage festgestellt.

Es ging jetzt an die Besteigung von Akro-Korinth. Diese ist nur von Westen her möglich, da der Berg an allen übrigen Seiten sich schroff von seinem Fusse erhebt. Während wir nun um den breiten Nordwestfuss des Felskolosses herumschritten, anfangs noch zu ebener Erde, dann auf allmählich sich aufwärtsziehendem Wege, unterhielten wir uns gemächlich mit unserm Führer, der etwas französisch radebrechte. Da er merkte, dass wir Deutsche waren, so kramte er alles, was er von Kaiser Wilhelm I. wusste, aus und lobte die Tapferkeit der deutschen Soldaten, erklärte aber strahlenden Auges auch, dass die Griechen nicht minder tüchtige Streiter seien; wir gaben ihm deshalb scherzend den Namen Palikaro, d. h. der Tapfere, die Bezeichnung der griechischen Freiheitskämpfer. Nach und nach verstummte aber das Plaudern und Scherzen, denn der Weg wurde steiler und beschwerlicher. So stiegen wir etwa 1 Stunde bergan, zuletzt links in einer Schlucht und an einer mit Türmen versehenen Mauer hin, als wir uns endlich am Eingange in die Burg Akro-Korinth sahen.

Diese stammt aus dem Mittelalter und hat bis in die Zeit des griechischen Befreiungskampfes eine bedeutende Rolle gespielt; leider befinden sich seitdem die Festungswerke, vornehmlich die Ringmauer, welche die Höhe des Berges umgiebt, in argem Verfall, im Burginnern selbst aber liegt bereits alles in Trümmern. Natürlich hat man die

Zugangsseite in besonders hohem Grade gesichert; so mussten wir denn jetzt erst drei Befestigungslinien in ebensoviel Thoren durchmessen, bevor wir das Innere der Burg betreten konnten. Zu unsrer Freude kamen wir auf diesem Wege auch an den beiden ansehnlichsten Überbleibseln der antiken Feste, die einst zu den drei stärksten Plätzen Griechenlands gehörte, vorüber; sie bestehen aus Resten von kräftigen Quaderbauten, die von der spätern Anlage in einer Art Eckturm rechts oberhalb des zweiten Thores und einem viereckigen Turme rechts neben dem letzten Thore unmittelbar verwertet sind.

Nachdem wir im Festungsinnern angelangt waren, klonnen wir nunmehr, den südwestlichen der beiden Gipfel, in die sich die Höhe des Berges teilt, zur Rechten lassend, zum nordöstlichen Gipfel, dem eigentlichen Akro-Korinth, empor. Der Pfad war anfangs recht steil und führte durch Gestrüpp und zahlreiche Ruinen hindurch, späterhin wurde er bequemer und lief auf einem Felsrücken in sanfter Steigung bis zum Gipfel aufwärts. Da inzwischen die Hitze nachgelassen hatte, denn es war bereits 6 Uhr geworden, und, je höher wir stiegen, desto mehr ein kühler, vom saronischen Meerbusen her streichender Luftzug sich geltend machte, so erreichten wir die Spitze in verhältnismässig kurzer Zeit.

Sie liegt 575 m über dem Meere, gerade über der jäh abstürzenden Nordwand des Berges, und bildet eine kleine kahle Fläche, die jetzt mit Trümmern bedeckt ist. Hier ragte einst, weithin leuchtend, ein kleiner Marmortempel der Aphrodite, der in Korinth neben Poseidon am höchsten verehrten Gottheit, auf, und in ihm sah man ihre geharnischte Statue und daneben die Bildsäulen des bogenträgenden Eros und des Helios, des Vorbesitzers dieser Terrasse. Einige grosse Blöcke auf ihrem westlichen Teile, links von den Ruinen einer kleinen türkischen Moschee, sind vielleicht noch Überreste dieses Heiligtums. Aber so interessant diese auch immerhin sein mögen, ihretwegen waren wir nicht hinaufgestiegen; nur die herrliche, schon im Altertum gepriesene Rundsicht, die man von hier genießt, hatte uns Zeit und Mühe nicht scheuen lassen.

Und in der Tat, wir sahen uns aufs reichste entschädigt. Denn kehrten wir uns gen Süden, so blickten wir tief hinein in die Gebirge des nordöstlichen Peloponnes, auf die zackige Oneionkette und die epidaurischen Berge im Osten, die Bergzüge des Apesas und Trikaranon im Südwesten, die schneebedeckten Häupter des massigen Kyllene (j. Ziria) und des aroanischen Gebirgsstocks (j. Chelmos) im Westen. Geradeaus aber zog sich in südlicher Richtung

ein liebliches, grünes Thal, von einem Bache durchflossen, weit in die Berge hinauf, der Hauptzugang der Argolis.

Erfüllte uns schon dieser Blick mit heller Freude, so bemächtigte sich unser ein wahres Entzücken, wenn wir uns gen Norden wandten. Hier baute sich in einem weiten, flachen Bogen die erhabene Gebirgswelt des südlichen Mittelgriechenlands auf: links, für das Auge an die Gebirge des Peloponnes anschliessend, die gewaltigen Berge von Ätolien und Lokris; geradeaus, den Hintergrund beherrschend, der vielgipflige Kamm des heiligen Parnassos (j. Liakura) und südöstlich davon, mit ihm an Höhe und Masse wetteifernd, der Helikon (j. Zagora), der gefeierte Sitz der Musen; weiter rechts das rauhe Grenzgebirge zwischen Böotien und Megaris, der Kithäron (j. Elateas), mit seiner Fortsetzung, den Megalovuni und dem Parnes; ganz im Osten, schon verschwimmend, die lange Mauer des Hymettos und die bleierzreichen Berge von Laurion.

Am Fusse dieses Gebirgsbogens aber, geradeaus und weit nach Westen hin, breitete sich die tiefblaue Wasserfläche des korinthischen Meerbusens aus. Mit besonderm Vergnügen folgte hier der Blick dem Zuge des nördlichen Ufers mit seinen zahllosen Vorsprüngen und hafereichen Einschnitten. Aber auch die östliche Küste war von hohem Reiz; denn dort schob sich die Felskette des Geraneia-Gebirges mit schroffem Absturz als Halbinsel (Peräa, j. Perachora) ins Meer hinaus und bildete so zwei Buchten, eine grössere nördliche und eine kleinere südliche. An dieser, am südöstlichen Ufer und am östlichen Ende der schmalen Vokha-Ebene, lagen die Häuser von Neu-Korinth. Liessen wir den Blick von hier über den flachen Rücken des Isthmus nach rechts gleiten, so schauten wir auf das Meer, das sich uns heute von Sonnenlicht überflutet in seiner ganzen Pracht und Schönheit gezeigt hatte: den saronischen Meerbusen mit dem Golfe von Ägina, den ihm vorgelagerten gewaltigen Felseilanden und dem hinter ihnen sich ausdehnenden Golfe von Athen.

Nur schwer vermochten wir uns von dieser Rundschau, der umfassendsten und grossartigsten, die wir in Griechenland gehabt haben, loszureissen; aber schon senkte sich Dunkel in die Thäler und Schluchten, und die Umrisse der Berge fingen an unklar zu werden, ein Zeichen, dass die Sonne sich dem Untergange näherte. So waren wir nach einem $\frac{1}{2}$ stündigen Aufenthalt auf der übrigens stark zugigen Kuppe genötigt, den Rückweg anzutreten.

Während wir noch in Sinnen verloren an der östlichen Festungsmauer entlang abstiegen, stiess unser Palikaro plötzlich einen uns un-

verständlichen Ruf aus und rannte spornstreichs bergab. Ganz aufgeregt erwartete er uns weiter unten und erzählte, er habe zwei Hasen verfolgt, sie aber leider nicht erwischen können. Diese an und für sich ganz unwichtige Episode hatte für uns insofern einige Bedeutung, als sie uns darauf aufmerksam machte, dass der Berg, wenn er auch vollständig baumlos war, doch, um Hasen zu beherbergen, nicht gänzlich kahl sein konnte, wie er denn auch wirklich an vielen Stellen Gräser und Kräuter trug.

Als wir uns etwa zehn Minuten unterhalb des Gipfels befanden, gebot unser Palikaro Halt; wir sahen uns vor einem Schachte, auf dessen Boden eine schmale hölzerne Leiter hinabführte. Es war der Schacht der seltsamen und berühmten Quelle Pirene, von der es im Altertum hiess, an ihr sei der Pegasos von Bellerophon gefangen, sie selbst aber vom Flussgott Asopos dem Sisypchos geschenkt oder durch den Hufschlag jenes Flügelrosses hervorgerufen worden, desselben, von dem der Sage nach auch die Hippokrene, eine am Helikon und zwar ebenfalls dicht unter dem Gipfel gelegene Quelle, herrührte. Noch immer, wie ehemals, ist der Boden mit krystallklarem, wohlschmeckendem Wasser bedeckt und ein besonderer Abfluss nicht sichtbar. Zu unserm Kummer konnten wir uns nicht mehr die 6—7 Meter in die Finsternis hinuntergeben, um uns selbst davon zu überzeugen.

Von hier kehrten wir jetzt auf unsern Anstiegsweg zurück und eilten nun, ohne uns irgendwo weiter aufzuhalten, die Festung und den Berg hinab. Schon nach $\frac{3}{4}$ Stunden hatten wir die Stelle an seinem nordwestlichen Fusse wieder erreicht, wo links (westlich) vom Wege eine schön gefasste Quelle aus dem Felsen sprudelt. An ihr standen Frauen und Mädchen, zum Teil in albanesischer Tracht, mit langem Gewande und ärmelloser Jacke darüber, und füllten bei traulicher Unterhaltung ihre doppelhenkligen Thonkrüge, während andre, mit leeren Krügen auf dem Haupte, gemessen vom Dorfe heranschritten. Da wir begreiflicherweise Durst verspürten, so traten wir hinzu, und als man sah, dass wir zu trinken begehrten, machte man uns bereitwilligst Platz. Von einem freundlichen *χαίρετε* und *καλό ταξίδι* (gute Reise) begleitet, setzten wir dann unsern Weg fort, und bald langten wir bei unserm Gefährt an. Hier herrschte jetzt ein noch weit regeres Treiben als vorher, strömt doch im Süden nach Sonnenuntergang fast alles auf die Strassen und Plätze heraus. Nachdem wir unsern Palikaro königlich belohnt und eine Tasse Kaffee — in Griechenland auf dem Lande stets nach türkischer Art bereitet — zu uns genommen hatten, bestiegen wir wieder den Wagen,

und nach wenigen Minuten waren wir draussen in der Ebene. Hier wehte ein kühler Wind vom saronischen Meerbusen her, und mich begann nun, wo ich still dasass, zu frösteln; ich wickelte mich deshalb fest in meinen treuen Lodenmantel und drückte mich tief in die Ecke; dann überliess ich mich, da bei der Dunkelheit doch nichts mehr genau zu unterscheiden war, meinen Gedanken. Aus ihnen erwachte ich nicht eher, als bis wir in die mässig erhellte Stadt hineinrollten. Auch hier war natürlich alles auf den Beinen; besonders lebendig ging es auf den zum Hafen hinablaufenden Strassen und dem grossen Platze am Hafen selbst zu.

Gleich nach 9 Uhr fuhren wir bei unserm Hôtel vor. Die freundliche Höflichkeit, mit der man uns empfing, und die gediegene Einfachheit und peinliche Sauberkeit, die wir im ganzen Hause vorfanden, berührten uns höchst wohlthuend; aber die Abendmahlzeit, zu der wir uns im kleinen Hôtelgarten bei Lampenlicht niedersetzten, und an der wir uns so recht mit Behagen gülich zu thun hofften, entsprach nicht ganz unsern Erwartungen, da sie für unsern riesigen Hunger zu kärglich und für unsern durch die athenische Kost verwöhnten Gaumen nicht schmackhaft genug hergerichtet war; nur der Wein, ein korinthisches Gewächs von angenehmer Blume und grossem Feuer, fand unsern ungetheilten Beifall.

Damit war der heutige Tag für mich zu Ende. Überblickte ich nun seinen Verlauf und fragte nach seinem Ergebnis für uns, so musste ich allerdings gestehen, dass er nicht geringe Anforderungen an unsre Nerven gestellt hatte, aber zugleich durfte ich auch mit vollstem Recht behaupten, dass er uns nicht nur hohen Genuss, sondern auch reichen Gewinn, nämlich Belebung, Erweiterung und Vertiefung unsrer Kenntnis Griechenlands und eine Fülle von Anregungen, eingetragen hatte. Mit diesem beglückenden Bewusstsein begab ich mich zur Ruhe, um für den kommenden Tag neue Kräfte zu sammeln; meine beiden Gefährten aber mischten sich noch auf ein Stündchen unter die am Hafen sich ergehenden Korinther, um das Volksleben zu beobachten und sich an der frischen Seeluft zu erquicken.

